Norwegische
Romane und Nove

Ins Deutsche übertragen

von

Julin-Fabrici

Zweiter Band.

Polykarps
supplirte Manuscr

Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Koll

1844.

Polykarps
supplirte Manuscripte

oder

eine Familiengeschichte

von

M. C. Hansen.

Aus dem Norwegischen übersetzt

von

Julin-Fabricius.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1844.

Polykarps
supplirte Manuscripte.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Die Mühsale reicher Leute auf Reisen.

Uns und unsern Lesern sind diese Details bereits ermüdend gewesen; wir durften sie jedoch nicht auslassen. Dies gedenken wir aber mit dem sehr interessanten Gespräch zu thun, welches der Fischer und seine Tochter nicht lange nachher in der einsamen Kiona führten.

Nachdem Susannes Fürbitten für die Mutter abgewiesen worden, wurde ihre Abreise auf die folgende Nacht beschlossen. Unterdessen wollte Simen sich damit beschäftigen, seinen ganzen Reichthum in seine Kleider einzunähen, und denselben in seinen Mantelsack und in unverdächtige Beutel zu legen. Susanne sollte ihre wenigen Habseligkeiten sammeln und Alles bereit halten, um ihm in der nächsten Nacht zu folgen. Zuerst ging sie zu dem kranken Hannchen, um nach Umständen der Mutter vielleicht einigen Trost zu ertheilen, indem sie ihr darzuthun

Norwegische
Romane und Novellen.

Ins Deutsche übertragen

von

Julin=Fabricius.

Zweiter Band.

Polykarps
supplirte Manuscripte.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1844.

Polykarps supplirte Mannscripte

oder

eine Familiengeschichte

von

M. C. Hansen.

Aus dem Norwegischen übersetzt

von

Julin-Fabricius.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1844.

Polykarps
supplirte Manuscripte.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Die Mühsale reicher Leute auf Reisen.

Uns und unsern Lesern sind diese Details bereits ermüdend gewesen; wir durften sie jedoch nicht auslassen. Dies gedenken wir aber mit dem sehr interessanten Gespräch zu thun, welches der Fischer und seine Tochter nicht lange nachher in der einsamen Kiona führten.

Nachdem Susannes Fürbitten für die Mutter abgewiesen worden, wurde ihre Abreise auf die folgende Nacht beschlossen. Unterdessen wollte Simen sich damit beschäftigen, seinen ganzen Reichthum in seine Kleider einzunähen, und denselben in seinen Mantelsack und in unverdächtige Beutel zu legen. Susanne sollte ihre wenigen Habseligkeiten sammeln und Alles bereit halten, um ihm in der nächsten Nacht zu folgen. Zuerst ging sie zu dem kranken Hannchen, um nach Umständen der Mutter vielleicht einigen Trost zu ertheilen, indem sie ihr darzuthun

suchen wollte, daß der Vater sich aus diesem oder jenem Grunde nicht ertränkt haben könnte, sondern in Geistesverwirrung sich aus dem Staube gemacht haben würde.

Zu seiner Zeit haben wir erzählt, wie Susanne auf Wallerhaug empfangen wurde und in welcher unerklärlichen Bewegung sie sich befand. Ohne Zweifel war es Mutter Baches edles Benehmen gegen sie, das, ungeachtet der weiten Grenzen, die die Traumwelt ihrer Hoffnungen umgaben, dennoch Wallerhaug und dessen jungen Besitzer in diese Träume hineinflocht. Die Vorstellung, bald als eine reiche, geputzte Dame vor der reuigen Gertrud zu stehen — — — Seifenblasen!

In der Dämmerung wanderte sie zu dem freiwilligen Gefangenen. Sie hatte vorgeschützt, ihre Mutter besuchen zu wollen, um sie wo möglich nach Wallerhaug zurückzubringen. Unter den vorhandenen Umständen trug sie kein Bedenken, den Vater mit einer Portion Essen vom Tische der Madame Bache zu versehen.

„Gut, daß Du kamst, mein Kind! Ich habe Dich mit ungewöhnlicher Sehnsucht erwartet. Ich bin noch lange nicht fertig, um mich wegbegeben zu können; heute Nacht wird nichts aus unserer Wanderung. Du mußt mir durchaus ein Paar ganze Strümpfe schaffen, denn die meinigen sind gänzlich zerrissen, und ich kann Schuhe an den nackten Füßen nicht ertragen."

Man glaubt vielleicht, daß der Reichthum unsern Taglöhner bereits weichlich gemacht hatte. Dies war jedoch keinesweges der Fall. Nur die höchste Nothwendig-

keit konnte ihn zurückhalten, sich in Freiheit zu setzen und dem goldenen Glücke entgegen zu gehen.

Susanne erschrak über diesen Umstand sehr, und doch war es ihr aus mehreren Gründen lieb, daß sie noch einen Tag erhielt, über den sie disponiren konnte.

Sie wollte gern ihre Mutter trösten und sie bei Mutter Hannchen untergebracht wissen; auch wünschte sie eine Art Abschied von der Kranken zu nehmen, nicht weil sie die Krankheit für gefährlich hielt, sondern weil die Kranke Torkilds Mutter, und auf einmal in Susannes Träume von der Zukunft verflochten war. Halb und halb war Susanne gesonnen, dem Vater vorzuschlagen, daß er vorausreisen und einen Wagen für sie bereit halten sollte. Wie aber die Sachen standen, mußte sie befürchten, daß seine geschwollenen und blutigen Füße ihn längere Zeit hindern würden, die Reise anzutreten.

„Sei deshalb nicht besorgt, Susanne. Sorge nur dafür, daß Du zu Hause etwas Trocknes für mich findest; denn ich verweile hier keine einzige Stunde aus Lust; glaube mir das.“

Susanne fand ihre Mutter sehr verändert. Der unerträgliche Stumpfsinn war verwischt, wie wenn man die Schläfe eines Ermüdeten mit starken Essenzen reibt. Sie hatte viel geweint und das Ufer besucht, und gerührt und freundlich mit den Bewohnern der Umgegend und den Herbeiströmenden geredet. In dieser Stimmung, von der jedoch Keiner eine längere Dauer erwartete, ging sie in ihre Hütte hinein, wo sie sich mit der Anordnung ihrer lange verwahrten Kleider beschäftigte, um sich den fol-

genden Morgen mit Anstand auf Wallerhaug zeigen zu können. Aase war so vollkommen davon überzeugt, daß Susanne die Schwiegertochter der Madame Bache würde, und die armselige Hütte nicht länger ihre Heimath bliebe, daß sie es für ihre wichtigste Pflicht gegen sich selbst und ihre Tochter hielt, nun mit derjenigen Würde aufzutreten, die sie bis dahin nur auf dem tiefsten Grunde ihres Wesens bewahrt hatte.

Susanne war daher nicht wenig überrascht, als die Mutter ihr beim Eintreten in die Hütte sanft die Hand reichte und von der kommenden Zeit zu reden begann. Mit wunderbarer Klarheit setzte sie der Tochter auseinander, wie bitter sie das unglückliche Schicksal empfunden habe, so viele Jahre hindurch in den herabwürdigendsten Verhältnissen zu leben. Sie sprach keinesweges schonend von Simen, dessen lügenhafte Prahlerei sie den Weg hatte betreten lassen, den sie gewandert, und der sie zu dem gemacht, was sie geworden sei. „Ich hatte ihn in meiner Kindheit gekannt; da nannte man ihn einen Junker, und ein Diener ging hinter ihm her. Da lebten meiner Eltern; allein die Tochter eines untergeordneten Zollbeamten schien seiner Familie gewiß viel zu geringe. Jedoch als ich — nun, als er zu uns kam, war der Vogel gerupft. Ich kann mich freilich keiner Vergoldung rühmen. Damals war ich zwar viel zu gut für ihn. Doch Susanne, Susanne! der Glaube dieser Welt von dem Hohen und Niedrigen ist Nichts als eitler Tand. Es steigt und fällt wie Wasser und Federn; die Höhe jedoch, worauf die Seele steht — die — doch ach! auch

die kann steigen und fallen, folgt aber dem Glückswechsel nicht. Ich will nicht behaupten, daß ich hoch stand, als ich an Deinen Vater gefesselt ward, sonst wäre es wohl nicht geschehen; aber dennoch war ich für ihn zu gut. Nun ist er in einer andern Welt und hat Zeit sich zu prüfen und etwas Besseres zu unternehmen; denn dies ist mein Glaube von unserem künftigen Schicksale. Aber glaube mir, er muß von einem niedrigen Standpunct anfangen. Hirlumhei! er zog und zog mich hinab in seinen elenden Sumpf voll Rohheit, Bosheit, Betrug, Armuth, Frechheit und Gleißnerei. Aus dem Sumpf konnte ich nicht heraus und meine Seele vermochte nicht darin zu leben. Da kroch sie in die Herzkammer hinein und schloß fest hinter sich zu und wußte kaum etwas davon, daß diejenige Aase Leerbakke, die Ihr gesehen habt, unreinlich und faul, manchmal auch hungrig und durstig war."

Susanne wußte bei diesen Worten nicht recht, ob sie wachte oder schlief. Nie hatte sie, selbst wenn die lichtere Laune des schönsten Wetters die Mutter umschwebte, diese von ihrem früheren Leben reden, und sie noch weniger den Ideengang entwickeln hören, der vielleicht über Susannes Horizont hinausging, und worin sie auf der andern Seite eine gewisse Unordnung in der Gedankenfolge nicht wahrnahm. Nicht einmal Sprache und Stimme, und noch weniger die Stellung und Bewegung derselben erkannte sie wieder.

Ich habe auf alle Weise meine Jugend und mein bestes Alter in Elend und Jammer verloren; nun aber hat er mich befreit, der Lump — und ich werde noch

eine Weile leben, wie es einem Menschen geziemt, der noch einigen Werth besitzt."

„Wie wäre es aber, Mutter, wenn der Vater noch lebte, und zwar in besseren Umständen — gesetzt, er — —"

„Und wenn er aus der Tiefe des Sees mit Geld und Perlen zum Vorschein käme, mein Kind, so nähme ich ihn dennoch nicht wieder. Es ist die Seele, deren Standpunct uns bestimmt. Nun habe ich mich erhoben, und nun weiß ich, was ich will und kann. Friede sei mit seiner neuen Wallfahrt; allein ich hoffe, daß wir uns dort eben so wenig begegnen werden, wie hier. Ja, entsetzt schaust Du mich an, meine Tochter, und ich würde Dir erspart haben, eine solche Rede anzuhören, ein Mal aber mußte ich mir Luft machen, ein Mal mußte ich Dir ein solches Wort sagen, so daß Du in Deinem Herzen zwischen Deinen Eltern richten kannst. Ich werde Dir nicht öfter seinen Namen nennen."

Susanne konnte in dem dunkeln Zimmer zwar nicht das Gesicht ihrer Mutter sehen; allein erschrocken stand sie da. Das Schaudervolle in dem gehässigen Urtheil über ihren Vater, kaum einige Stunden nach seinem vermeintlichen Tode, und jene Worte, ausgesprochen mit einer starken, festen Stimme, die sie nie zuvor von der Mutter gehört hatte, — flößten ihr ein Verlangen ein, aus der unheimlichen Hütte zu entfliehen. Allein sie hatte den Auftrag ihres Vaters auszurichten, und machte, ohne ein Wort zu sagen, Feuer auf dem Heerde an.

„Bleibst Du nun zu Hause bei mir, Susanne?“ fragte Die Mutter nach einer Pause.

„Nein, nein, nein! Ich folge meinem verachteten Vater, den Du in Zeit und Ewigkeit verdammst, Du schauderhafte Mutter!“ tönte die Antwort — — in Susannes aufgeregter Brust. Ihre Lippen aber antworteten: „Nein, ich gehe nun gleich hinauf nach Wallerhaug. Ich sollte etwas Zeug holen, und da wollte ich Dich hier nur einige Augenblicke besuchen.“

„Dank sei Dir dafür, mein Kind! Eile, ehe es dunkel wird. Morgen komme ich nach. Diesen Tag habe ich bedurft, um aus meinem Stumpfsinne zu erwachen. Nun bedarf ich der nächtlichen Ruhe, und morgen des Muthes, um wieder in diese wunderbare Welt einzutreten.“

„Du hast heute doch wohl gegessen, Mutter?“

„Ja, und zwar von dem, was mir gesandt worden ist. Siehe, dort auf dem Tische. Von allen Seiten hat man mir Nahrungsmittel gesandt.“

Dieser Besuch bei der Mutter hinterließ bei Susanne einen tiefen Eindruck. Sie hatte immer ihren Vater höher geschätzt, als die kalte unwirsche Träumerin, und nun schien die Erwachende einen Aetna von Haß und Rache aus der so lange verschlossenen Brust auszuspeien. Nun sah Susanne ein, daß es durchaus nicht nothwendig sei, ihr Trost zu bringen, und wie die Sachen auf Wallerhaug standen, war die Mutter, wenigstens für's erste, gegen Mangel geschützt.

Aase Leerbakkes Aeußerungen an ihre Tochter waren empörend, wenn man sich vom Papier aus die Scene in der finstern Stube denkt. Tritt aber in der Wirklichkeit, lieber Leser, über die Schwellen der Hütten, und beobachte ungesehen das häusliche Leben der Eheleute, Geschwister und Kinder, und Du wirst täglich Auftritte und Aeußerungen sehen und hören, die vielleicht in einer weit gemäßigteren Ausdrucksweise, aber keineswegs an Impietät Aases Aeußerungen nachstehen. Vielleicht sind aber auch nur wenige Weiber so plötzlich von ihrer Höhe herabgestürzt, als Aase. Als wir früher ihres Aufenthalts auf Wallerhaug, den Tag nach dieser Unterredung, erwähnten, erfuhr der Leser, daß sie der Mutter Bache die Hauptmomente ihres Schicksals mitgetheilt hatte. Wie sie Simen Leerbakkes unglückliche Gattin wurde, werden wir wohl später Gelegenheit haben, unsern Lesern mitzutheilen. Aber nun können wir unsern Crösus nicht länger in der rauchigten Kione lassen. Susanne brachte ihm ein Paar reine Strümpfe nebst mehreren willkommenen Kleidungsstücken, und bereitete ihm ein besseres Lager, als dasjenige, was er bisher gehabt hatte. Bald fühlte er sich leicht und wohlgemuth in den trocknen Kleidern, und wollte seine Beine probiren und sie strecken, indem er Susanne eine Strecke Weges begleitete.

„Was sagte Aase?“

„O, sie erhält ihr Unterkommen auf Wallerhaug. Ich gehe mit Dir, Vater; sobald wir in der Stadt in Ruhe und Ordnung kommen, kannst Du ihr ja Geld schicken.“

Es wunderte Simen, daß Susanne plötzlich so gleichgültig gegen ihre Mutter geworden sei. Nachdem er aber den gerade erwünschten Vorschlag gehört hatte, erwiderte er auf die letzten Worte ein „Ja wohl!" und sagte seiner Tochter gute Nacht. Sie versprach, sich sobald als möglich den nächsten Morgen einzufinden, um dann Alles zu der definitiv auf den Abend festgesetzten Abreise zu verabreden.

Wie der folgende Morgen Kranken und Gesunden auf Wallerhaug verfloß, ist mit der nöthigen Vollständigkeit erzählt, und wir bezeichnen daher nur den Augenblick, als Gertrud, auf Anweisung des Küchenmädchens, Susanna verfolgt, die mit eilfertigen Schritten und dem weißen Bündel unter dem Arm Schutz in der herbstlichen Dunkelheit suchte. Als aber Susanne merkte, daß sie den Luchsaugen ihrer Verfolgerin nicht entgehen konnte, kehrte sie in der Angst ihre Schritte gegen den Kartoffelkeller, einen Ort, den sie unter allen in diesem Falle zuletzt erwählt haben würde. Denn gerade hier befand sich nach getroffener Abrede mit Susanne der reiche Vater mit allen seinen Schätzen, den günstigen Augenblick erwartend, wo das Mädchen ohne Aufsicht das Haus verlassen konnte. Ein solcher Augenblick schien nun gekommen zu sein; sehr bald aber wäre die Anwendung desselben verunglückt.

Simen stand gerade lauernd in der äußern Thür, als die schnelle Bewegung und das schimmernde Bündel ihn von Susannes Nähe überzeugten. Eiligst warf er seinen Mantelsack über die Schultern und bückte sich nach einem kleineren Packen, als Susanne ihm entgegenstürzte

und ihn mit den Worten: „sie ist hinter uns her!" mit sich in den innern Keller hineinzog.

„Wozu dient das?" brummte Simen, als Susanne die Thür hinter sich zugeworfen hatte; „meinst Du, Gans, daß sie die nicht leicht wieder öffnen können. Sag' mir aber schnell, wer steht draußen?" Nachdem Susanne ihm erzählt hatte, was passirt sei, sah er bald ein, daß augenblickliche Flucht das einzige Rettungsmittel sei. Das Kellerschloß ließ sich, wie gewöhnlich solche Art Schlösser, leicht von innen öffnen. Als aber auch das äußere geöffnet werden sollte, geschah dies mit größerer Vorsicht. Susanne mußte sich zuvor aus dem Keller hinausbegeben, um, wenn man ihnen auflauerte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, während er zu entschlüpfen suchte.

„Aber was soll ich sagen?"

„Was Du willst, läugnen, daß Du Etwas unter dem Arm trugst, und mit ihnen abtrollen, während Du ihnen allerlei vorschwatzest." — Er schob das zitternde Mädchen hinaus.

Daß der Weg wider alle Erwartung offen war, ist dem Leser besser bekannt, als es den betreffenden Personen war.

„Das war der gefährlichste Weg; ich hoffe, es wird das Schlimmste auf der ganzen Reise gewesen sein," sagte Susanne, indem sie den Arm auf die Schulter des Vaters legte. Sie waren nun außer dem Hofplatz. „Ich will es wünschen und hoffen, Susanne. Es ist ein mühsamer Weg nach Brethaug hinauf."

„Wenn Du es nur mit Deinen wunden Füßen und dem schweren Mantelsack aushältst?“

Tief in der Nacht standen unsere ermatteten, ja fast aufgegebenen Wanderer vor Isaak Halvorsens Haus, wo die weißgemalte Bank ihnen matt entgegenschimmerte.

„Nein, nein!“ flüsterte Susanne, „setze Dich nicht, setze Dich nicht! Er könnte heimgekommen sein, oder kommen, ehe wir morgen früh erwachten, wenn wir hier sitzen und schlafen wollen.“

„Ich kann nicht mehr. Nur eine Stunde in der dunkelsten Nacht, Susanne!“

„Nun sind wir ja auf dem Gipfel des Berges. Laß mich den Mantelsack tragen!“ Sie versuchte ihn von der Bank zu heben; aber ihre Kräfte reichten nicht hin.

„Wenn ich nur etwas Herzstärkendes hätte!“ sagte Simen, als er Susanne weinen hörte.

„Hier, hier!“ sagte sie eilig und zog aus ihrem Bündel eine Flasche hervor. Es ist von Mutter Baches starkem Bier. Sie wollte, daß ich heute meine Mutter damit bewirthen sollte; es war ihr aber zu stark, da steckte ich den Kork wieder ein und dachte: „die kannst Du mit gutem Gewissen mitnehmen.“ Simen gab nicht sonderlich auf die rechtfertigenden Umstände Acht und trank das herrliche, kräftige Getränk in einem Zuge.

„Ah! das that wohl, Kind! nun wird's schon gehen.“ Der Weg ging bergab, und innerhalb einer Stunde befanden sie sich auf der gebahnten Landstraße, wo Simen seine vollständige Toilette machte. Er hatte sein Barbier-

zeug mitgenommen, und gab nun die langen Backenbärte nebst dem Zwickelbart den Winden Preis. Susanne schnitt sein langes Haar, so gut es sich, mit ungewohnter Hand, in der Morgendämmerung thun ließ. Weiße Wäsche, ein schwarzseidenes Halstuch, eine stattliche Weste, ein Gentlemansrock nebst einer neuen und hübschen, tuchenen Mütze metamorphositten ihn vollkommen. Allein die blauen, übel zügerichteten, wollenen Beinkleider nebst den plumpen Stiefeln, die Susanne in der Hütte gegen die früheren Schuhe ausgetauscht hatte, stachen äußerst grell gegen den übrigen Anzug ab. Ueber das Ganze zog er seinen abgetragenen calmuckenen Ueberrock. Was Susannes Anzug betraf, hatte sie ihr bestes Kleid an, und mit dem weißen, hübschen Tuche das Aussehen einer Dame im einfachsten Reisehabit. Ein Umschlagetuch über den Kopf mußte den Reisehut ersetzen. So gekleidet näherten sich unsere Reisenden einem Wirthshause und kehrten nicht ohne Verlegenheit ein. Man bestellte sogleich Pferde und Wagen, und trank unterdessen Kaffee.

Nun haben wir unsere Reisenden auf der großen Landstraße, und können sie hier in diesem unverdächtigen Lande, wo man nicht nach Paß frägt und Jeden gelten läßt, wofür er sich ausgiebt, sicher verlassen. Simen schrieb sich in die Skjutsbücher unter dem Namen „Petersen nebst Tochter" ein, und nachdem er, ohne erst zu dingen, Susanne einen Hut und ein ganz anständiges Reisekleid angeschafft hatte, waren die wesentlichsten Schwierigkeiten gehoben.

Daß Herr Petersen nebst Tochter, welche letztere ohne

Nothwendigkeit ihren Vornamen mit Rosine umgewechselt hatte, sich eben nicht in umständliche Erläuterungen einließen, wenn sie auf den verschiedenen Stationen neugierigen Leuten begegneten, wird man leicht abnehmen können. Ihr Papiergeld war bei strenger Haushaltung hinreichend, das Ziel der Reise zu erreichen, und diese ward durch weitläuftige Luftschlösser verkürzt, die jeder meistens für sich im Stillen erbaute, zwar auf demselben Fundament, aber keinesweges nach einerlei Plan.

In Christiania, wo sie mit Fleiß erst gegen Abend eintrafen, kehrten sie zuerst bei einem Höker ein, wo Rosine den Schatz hüten mußte, während Simen, oder Petersen den Goldschmied Lupin aufsuchte, auf den er von Anfang an gehofft und gebaut hatte. Es war durchaus zufällig, daß er kurz vor seiner Abreise aus der Heimath erfahren hatte, daß dieser Jonas Lupin noch in Christiania lebte. Wie er in seinen Jugendjahren mit dem Leben und den Thaten dieses Ehrenmannes bekannt geworden war, werden wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit erzählen.

Zweites Kapitel.

Das neue und das alte Briefconcept.

Der Winter kämpfte ungewöhnlich lange mit dem düstern Herbst; nur mit Mühe und weit unter seinen Erwartungen hatte der Landmann einen Theil seines Korns geborgen und mußte in unterbrochener Zeitfolge den Acker für's kommende Jahr bestellen. Für die Armen sah es traurig aus, und der bemitteltere Landmann mußte seine Bedürfnisse einschränken, um die Folgen eines ungewöhnlichen Miswachses aushalten zu können. Wallerhaugs wohlhabender und betriebsamer Besitzer hatte für sein Haus zwar wenig von der Zukunft zu befürchten, er litt aber immer einen großen Verlust, und das Mitgefühl mit der herrschenden Noth verstimmte ihn und seine Umgebung. Der arme Wiger, der nichts anders zu thun hatte, als daß er dann und wann an seinem langen Roman arbeitete, langweilte sich entsetzlich. Bache konnte mit dem

besten Willen dem Müssiggänger keine Zerstreuung verschaffen, und Mutter Aase, welche nun die personificirte Thätigkeit geworden war, fühlte am wenigsten Lust mit ihm zu reden, da es natürlich war, daß sie seine beständige Jagd nach Witzen nicht verstand, die er in jedem Gespräch anwandte, ohne Rücksicht auf die Personen, mit denen er sprach. Gertruds zerfetzte Bücher, und der Commentar, den er mit ihr über ihren Inhalt führte, waren das einzige, das dann und wann seinen Aufenthalt erheiterte, den er zu verlängern sich genöthigt sah, weil das unbeständige Wetter die Wege fortwährend unfahrbar machte. Endlich schlug der Frost seine eisernen Reifen um die durchnäßten Felder und Wege, die Wolken erhielten ein winterliches Gepräge, und eines Morgens lag der sehnsuchtsvoll erwartete Teppich über die gefrorne Erde gebreitet.

„Nun sollen Sie mir bald Ihren Dank für meinen kurzen Aufenthalt abstatten, lieber Bache; haben Sie etwas in der Stiftsstadt auszurichten," sagte der Student aufgeräumt, „so machen sie ihre Mandate fertig; denn ich mögte gern unterwegs sein, ehe der Zucker auf der langen Chocolade*) schmilzt."

„Gütiger Himmel," rief Gertrud, „für einen gebildeten Mann muß es hier ebenso sein, wie Kotzebue's „ein Jahr in Sibirien!" Es wird hier aber öde und

*) Der Schnee auf dem kothigen Wege.

leer nach Ihrer Abreise werden. Wir werden Ihren Namen in die weißen Birkenstämme schneiden."

„Vielen Dank, liebe Mamsell! versprechen Sie mir jedoch, keine Hängebirke zu wählen."

„Warum denn nicht?"

„Es giebt in der ganzen Natur eine gefährliche Sympathie. Der, dessen Name in eine Hängebirke geschnitten wird — —"

„Nun spotten Sie; wann aber werden Sie wieder das einsame Wallerhaug besuchen?"

„Cum Zephyris, wenn Sie wollen, et hirundine prima," antwortete Wiger selbstzufrieden.

„Zephyr, das verstehe ich, aber das Runde, was ist das?"

„Der erste Kukuk," antwortete der Student frisch von der Leber.

„Hirondelle ist eine Schwalbe," fügte Aase hinzu, wie in Gedanken.

Bache sah die sonderbare blasse Frau nachdenkend an, die hier wie sonst oft, durch einzelne Worte, Funken tief verborgener Kenntnisse durchblitzen ließ.

„Aber," fuhr sie fort, „warum reisen Sie nach Christiania? Das ist ja ein Umweg, wenn Sie übrigens, wie Sie früher geäußert haben, Ihre Großmutter besuchen wollen."

„Nun, es sollte eigentlich ein Geheimniß sein; ich will mich Ihnen aber vertrauen. Während einiger Zeit fühle ich eine innere Neigung zu dem hohen Beruf eines

Kriegers — und ehe ich die Großmutter mit der Idee vertraut machen darf, daß meine Lorbeeren ihr Grab umschatten werden, will ich zuvor mit dem Cadettenchef reden, ob er gedenkt, mein Examen an der Universität zu respectiren und gelten zu lassen. Wenn man unsere gelehrten Kenntnisse gegen das Bischen Taktik und Zeichnen gerecht abwägen will —"

„Dann scheint es mir doch nicht recht, daß mit Ihrer Erlaubniß die Quantität es ausmachen kann."

Sagen Sie das nicht. Die Quantität gilt immer; die Quantität des Ranges macht den Stabsoffizier zum Obereinnehmer; die Quantität der Protectoren giebt die einträglichste Pfarre, und die Quantität der Ahnen macht dänische Auscultanten zu norwegischen Amtmännern.*) Was geben Sie mir endlich für eine Quantität Geld und Unverschämtheit?"

Alle Ihre Quantitäten schlagen dennoch die Schweden nicht in die Flucht, wenn es Krieg geben sollte. Es ist aber nicht der Mühe werth, darüber länger zu disputiren, lieber Freund. Es wundert mich eben nicht so sehr, daß Sie Lust zum Soldatenleben haben. Es kann ein hübscher Offizier aus Ihnen werden!"

---

*) Aus diesem Ausdrucke wäre anzunehmen, daß dieser Roman entweder vor Norwegens Trennung von Dänemark (1814) geschrieben ist, oder daß er eine Anspielung auf die vor der Trennung obwaltenden Verhältnisse sein soll.

Anmerk. des Uebers.

Man sprach nun ein Langes und ein Breites in dieser Richtung, und der dritte Tag wurde zur Abreise bestimmt, da ein alter Pelz, den Wiger sich kürzlich auf einer Auction erstanden, der Ausbesserung bedürftig war. Indem Torkild von Christiania sprach, fiel ihm ein **NB.** ein, das von seinem seligen Vater ins Protocoll von Raklekleo eingetragen worden war. Dieser hatte, indem er den Kaufbrief oder die Theilungsclausel erwähnte, durch jenes Nota bene auf das Stiftsarchiv in Christiania verwiesen, wo er nähere Auskunft suchen wollte. Wenn wir die Wahrheit gestehen wollen, wissen wir gar nicht, wovon die Rede ist, oder in welcher Absicht diese Auskunft gesucht werden sollte; das kann uns denn auch so ziemlich gleichgültig sein, sobald wir nur erwähnt haben, daß diese Angelegenheit unserm jungen Landmann durchaus nicht gleichgültig war. Er wußte, daß sein Vater in freundschaftlichen Verhältnissen zu dem Assessor ...n, einem bekannten Rechtsgelehrten des Landes, gestanden habe, und es war Torkild früher mehr als einmal in den Sinn gekommen, entweder persönlich oder durch einen Brief die Hülfe des erwähnten Assessors zu — — sei es, was es wolle! in Anspruch zu nehmen, vielleicht um das Document hervorzusuchen, oder eine rechtsgültige Abschrift davon zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit kam jene Sache wieder auf die Bahn, und Bache fing an, sie seinem Freunde darzustellen, mit dem Anliegen, ob er zu dem Assessor ...n gehen wolle.

„Ei, dies und noch mehr würde ich mit Vergnügen übernehmen, Vortrefflichster! Allein diesmal glaube ich

jedoch, Ihnen einen andern Commissionair vorschlagen zu müssen, der plurimum in suis rebus videt, wie Virgil sagt."

„Aesop wollten Sie sagen" — sagte aus guten Gründen gar Keiner der Gegenwärtigen, eben so wenig, wie Jemand unter ihnen nach der Uebersetzung fragte. Da nicht gleich eine Aufforderung zu näherer Erklärung geschah, wurde sie von dem Citirenden gegeben.

„Ich meine, lieber Bache, daß Sie das selbst am besten ausrichten könnten. Was sagen Sie? Geben Sie mir das Geleit! Das wird lustig werden!"

Wiger sprang vom Stuhl auf und machte auf Rechnung seiner Hoffnung einige Entrechats über den Fußboden hin.

Torkild erschrak fast, als er diesen Gedanken von einem fremden Munde und mit so vieler Lebhaftigkeit aussprechen hörte.

„Nein, nein! es ist zu weit! Wochen würden vergehen, vielleicht ein ganzer Monat, ehe ich zurückkommen würde. Unterdessen würden die Winterarbeiten versäumt, oder doch nicht sorgfältig betrieben. Ich mag nicht, daß der Dreschboden den Knechten anvertraut wird. Und — —

„Sie sollten reisen!" sagte Aase mit Ernst und Nachdruck; „es ist nicht gut, sich von der Welt abzusondern, und für Sie in Ihrem Alter ist Wallerhaug noch keine Welt; für Andre mag diese Welt freilich groß genug sein." — So lange Reden pflegte Mutter Aase selten

zu halten, und man konnte hören, daß sie aus Ueberzeugung sprach.

„Ja, darüber dürftest Du ganz ruhig sein, Torkild, daß Alles hier mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit, sowohl in als außer dem Hause, besorgt und wahrgenommen würde. Ich werde für Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, verantwortlich sein und Rechenschaft ablegen."

Gertruds Versicherungen bestimmten auf einmal den schon unschlüssigen jungen Mann, sich gelassen niederzusetzen und zu antworten: „ich reise nicht!"

Das Unerwartete für Gertrud in der Aussicht zur Alleinherrschaft vermochte sie, diese ihre Hoffnung und Freude durch eine so heftige Muskelbewegung, einen so hämischen Seitenblick auf Aase, und eine so forcirte Stimme auszudrücken, daß Torkild diese Furie schon ihr Schlüsselbund schwingen und die stille, anspruchslose Aase in einen Winkel oder vielleicht gar aus dem Hause jagen sah. — „Ich reise nicht."

Ein feines Lächeln heimlicher Zufriedenheit glitt über Aase Leerbakkes Gesicht, und blieb von ihrem Beschützer nicht unbemerkt.

Daß Wiger fortfuhr, neue Beweisgründe anzuführen, und den vielseitigen Nutzen, sowie das Vergnügen der Reise auszumalen, und, daß ihn Gertrud mit Beispielen aus dem reisenden Mexikaner unterstützte — das wird Jeder begreifen können, ohne gegenwärtig zu sein — aus Torkilds Character geht jedoch hervor, daß er sich nicht, außer unter veränderten Umständen, bewegen

ließ, durch Wigers Beweisgründe oder Gertruds Beispiele seinen einmal bestimmt ausgesprochenen Entschluß zu ändern. Dagegen wollte er sich des gefälligen Anerbietens seines Freundes bedienen, und versprach, ihn mit den nöthigen Aufklärungen und einem Briefe an den Assessor zu versehen.

Briefschreiben war, wie man leicht ermessen kann, weder die tägliche, noch angenehmste Beschäftigung Torkilds. Eine Hand, gewohnt, wenn es galt, eine Pflugschar zu lenken, einen Dreschflegel zu schwingen, oder ein Hufeisen zu schmieden, pflegt sich nicht gern mit Dinte und Feder zu beschäftigen. Doch schrieb er nicht ungern kleine Abhandlungen zur eigenen Uebung, theils Auszüge oder Uebersetzungen landwirthschaftlicher Werke in deutscher oder schwedischer Sprache, theils eine Art philosophischer, meistens aphoristischer Aufsätze. Darin ähnelte er seinem Vater, dessen übrige vortreffliche Eigenschaften er geerbt hatte. Gleichwie aber der Advocat zu seiner Zeit, so schrieb auch der Sohn nur für sein Pult, und sein Geldschrank hatte kein festeres Schloß, als seine Verfasserchiffoniere. Es ist in unsern Tagen etwas höchst Seltenes, daß Männer oder Frauenzimmer ihrer eignen Person wegen schreiben. Sogar Tagebücher werden verfaßt, in der Hoffnung, geneigte Leser zu finden. Die Zeitperiode des Advocaten lag nun eben nicht weit im Hintergrunde zurück, und schon damals waren alle dergleichen ostentationsfreie Beschäftigungen mit der Feder allerdings selten. Ob Torkild seine Neigung zu dieser seltenen Art zu arbeiten geerbt, oder ob das Lesen der hinter=

lassenen Hefte des guten Vaters dieselbe in ihm erweckt hatte — ist nicht leicht zu sagen. Dem sei nun, wie ihm wolle — — wir vertiefen uns, ohne es selbst zu wissen, in eine Seitenallee — — hier ist die Rede davon, einen Brief zu schreiben, einen Brief an einen vornehmen Mann, einen Mann, der zwar mit seinem seligen Vater in vertrauten Verhältnissen gestanden hat, aber vielleicht nicht einmal weiß, daß es einen Sohn desselben Namens gibt.

„Hochedler und wohlgeborner Herr Assessor!“ Fünf Worte, worunter besonders die zwei ziemlich kurz sind, nahmen eine ansehnliche Zeit der Morgenstunden auf, und doch waren diese Worte vorerst nur auf das blaue Conceptpapier niedergeschrieben.

„Nein, nein! es will nicht gehen! Ich muß nur in des Vaters Conceptbüchern nachsehen. Er wußte die Feder zu zierlichen Entwürfen zu gebrauchen. Sie waren vielleicht ein wenig altmodisch, aber — —“

Unser guter Torkild hat unterdessen den dicksten Staub von einem dicken Protocoll in quarto abgeschüttelt, das in extenso alle die Briefe an Freunde und Behörden enthielt, die der Advocat Bache in einer langen Reihe von Jahren geschrieben hatte, nebst einem Auszuge der erhaltenen Antworten. Das Einzige, was man mit Recht gegen diese lobenswerthe Pünktlichkeit einwenden konnte, war, daß Amtsschreiben, Handelsverträge und vertraute Briefe mit einander abwechselten in bunter Mischung, wie die Blätter in einem Spiel Karten. Wahrscheinlich fand Torkild doch irgend ein Concept, das ihm die nöthige Anweisung

geben konnte, einen zierlichen Assessorbrief zu schreiben. Denn gegen die Mittagsstunde kam er mit seinem Entwurf hinüber, um ihn der Critik seines gelehrten Freundes zu unterwerfen.

Allein außer der gesuchten Anleitung fand Bache noch etwas anderes, was er durchaus nicht zu suchen gedacht hatte, und dieser Fund gab ihm so viel zu denken, daß die kleine Tischgesellschaft aufmerksam auf ihn wurde und ihn unruhig beobachtete; eine oder die andere Frage beantwortete er, und zwar nicht immer am rechten Orte, mit Ja und Nein; die meisten aber glitten seinem Ohre vorüber.

„Bei Gott! er denkt dennoch daran, mitzureisen!" sagte Gertrud bei sich selbst, und sang leise die Melodie: „Freut euch des Lebens," indem sie hinausging, um ihr Mittagsschläfchen zu genießen, dessen die arme Jungfer sehr wohl bedurfte, da sie des Nachts nur selten schlief, und nicht, wie eine Städterin, den Schaden am Vormittage ersetzen konnte; Aase ging ihren Geschäften nach. Unser junger Landmann drehte und kehrte das Concept zwischen den Fingern, wollte gehen und blieb wieder stehen.

„Ich glaube doch," sagte er zu dem horchenden Studenten, „daß ich Sie ersuchen muß, mich auf mein Zimmer zu begleiten. Ich habe vielleicht — Etwas für Sie — zu Ihrem Roman — gefunden."

„Bei allen neun Musen und den drei Grazien! theuerster Maecenas atavis! Sie sehen, ich vermag nicht, Ihnen zu folgen, sondern laufe voraus!"

„Das, was ich Ihnen hier mittheilen will," sagte Bache, nachdem sie in seinem Zimmer am Ofen Platz genommen hatten — „hat mein Auge erst diesen Vormittag entdeckt, und ich habe nur den Anfang davon gelesen. Ich weiß daher nicht, in wie fern ich recht handle, Ihnen den Inhalt davon mitzutheilen. Noch weniger kann ich zum Voraus bestimmen, ob ich Ihnen gestatten kann, zu fernerem Gebrauch darüber zu verfügen. Also — meine Bedingung: ich lese Ihnen vor und Sie hören mich an, wenn Sie es der Mühe werth halten. Sollte ich es aber für nothwendig halten, übergehe ich Namen, oder breche sogar kurz ab. Endlich behalte ich mir das Recht vor, zu bestimmen, ob Sie weitern Gebrauch von meiner Mittheilung machen dürfen oder nicht."

„Alles vorher zugestanden, da ich keine Wahl habe. Sie haben mich auf die Folterbank der Neugier gespannt. In Gottes Namen also, machen Sie die Schrauben los!"

Unter uns gesagt, nie ist Bache uns so unbedachtsam, so kindischeinfältig vorgekommen. Anstatt sich selbst erst vom Inhalt zu überzeugen, von dem er befürchtet, denselben von dem leichtsinnigen Wildfang misbraucht zu sehen, gibt er dem Drange der Mittheilung nach. Freilich hat der Student sich ein gewisses Recht erworben, von jener Art, die — doch wozu diese Betrachtungen? Warum sollten wir dem Leser behülflich sein, unsere Helden zu critisiren? Es ist besser, sie zu überhüpfen und Torkild das Wort nehmen zu lassen.

„Hören Sie also — „eins der Briefconcepte meines Vaters“:

„Mein unvergeßlicher, höchst geehrter Freund, und mein erster und größter Wohlthäter! Keins dieser Prädicate ist temere, oder nur urbaniter hingeworfen. Im Gegentheil kann ich meine Gedanken sich zu einem Ganzen eines jeden dieser Art entspinnen lassen, und, mein unvergeßlicher Freund! es liegt in dieser Bezeichnung, daß ich nicht nur jetzt, sondern bis zum Untergange meiner Lebenssonne Lust und Geneigtheit haben werde, die übrigen in Erwägung zu ziehen. Wie oft habe ich doch gewünscht, mit Ihnen zu reden, und wäre es auch nur einige wenige Stunden! Doch dieses wurde mir auch die beiden Male versagt, als ich glaubte, dies Glück in Händen zu haben, scilicet: als ich vor zehn Jahren auf einem Besuche in Norwegen in Ihrer Wohnung stand, und nun vor einigen Wochen, als ich in Ihrer Stadt war. Das erste Mal waren Sie verreist, nach den Nordlanden, wie man glaubte, und ich mußte damals re infecta zu meinem Schiffe zurückkehren, das mich über die Nordsee führen sollte. Das zweite Mal, vor einem Monate und fünf Tagen, erfuhr ich im Wirthshause, daß Sie Ihrer Gesundheit wegen auf einer Reise im südlichen Frankreich wären. Wie sehr dieses mich schmerzt, will noch kann ich Ihnen klar genug schildern, nicht nur aus dem Grunde allein, daß ich die Erfüllung meines lebhaften Wunsches entbehren mußte, sondern

auch, weil Krankheit, oder doch eine kränkliche Körperbeschaffenheit, mehr als Reiselust und Inclination, sothane Tour veranlaßt hat. Ob, item — dieses angenommen, und wannen ich nun die Freude genießen werde, Sie wiederzusehen, und ob Sie, der Sie wohl fortan Coelebs verbleiben, mich Colonisten auf Wallerhaug, und mein theures Hannchen besuchen werden — davon steht pro tempore wenig in den Sternen zu lesen. Um jedoch die Realisation dieser Hoffnungen bewerkstelliget zu sehen, schreibe ich nun diese Zeilen, mit dem Begehren auf der Außenseite des Briefes, daß derselbe beim Postmeister loci liegen bleiben möge, bis zu Ihrer — gebe Gott — glücklichen Heimkehr. Hierauf erwarte ich ein kleines Contraschreiben, lieber Herr Witus"

„Ah!" rief Wiger und klopfte Bache auf's Knie, „es war also doch, wie mir ahnte, in dem Augenblick, als Sie mich auf die saure Milch Ihres seligen Herrn Vaters einluden."

Torkild's Stirn ward dunkelroth; er stieß einige abgebrochene „Hm, hm!" hervor, ehe er folgende Worte erwiederte: „Sie haben also wohl genug von der sauren Milch erhalten, die vielleicht nicht geeignet ist, von Ihrem eignen Wasser verdünnt zu werden. Ich werde nicht —"

Wiger war sehr schwül um's Herz. Erstens that es ihm sehr leid, seinen freundlichen Wirth beleidigt zu haben, und zweitens lief er Gefahr, eine wichtige Nach-

richt zu verlieren, eine Fortsetzung vielleicht, ja! vielleicht den Kern des Romans! Torkild Bache war diesmal nicht so ganz leicht zu besänftigen; er hatte ein zu richtiges Gefühl, um eine solche Beleidigung gegen einen Sohn und Wirth, wie einen andern unbesonnenen Einfall, passiren zu lassen; dazu kam, daß Wiger von früher her schon Allerlei gegen ihn verschuldete. Endlich kam es wieder einigermaßen zum Vergleich, und die Lectüre begann auf's Neue, doch nicht mehr mit dem Vergnügen, womit Torkild sich an der eigenthümlichen Schreibart des Vaters zu ergötzen pflegte. Im Gegentheil rundete er nun hie und da die Sätze etwas ab, und ließ bisweilen ein Relativ aus. Wir, die allerdings Wohlwollen, aber keine Pietät für den seligen Gustavus fühlen, sind gesonnen, uns des Manuscripts zu bedienen, das von Polykarpus Wiger nach dem Original des Advocaten entworfen, im Wesentlichen mit vieler Genauigkeit ausgeführt, und worin die Darstellung in der ersten Person beibehalten ist. — Doch das ist wahr! Erst müssen wir den Brief auslesen:

„— — — ein kleines Contraschreiben, lieber Herr Witus, woraus ich ersehen kann, wann ich einen Brief absenden darf, je nachdem die erste Mittheilung, die ich Ihnen in einem Schreiben von St. Croix zu seiner Zeit übermachte, wahrscheinlich abhanden gekommen, und ich in einer späteren Epistel, über deren Empfang ich gern ein Näheres erführe, nicht die ersten Aventüres wiederholte. Ich werde alsbald nach meinen Anzeichnungen eine neue

Copie nehmen und sie hierin beilegen, welche Anzeichnungen ich auf St. Croix begann."

„Hier findet sich," sagte Torkild, „eine Hinweisung auf die letzten Blätter im Buche, wo diese Mittheilungen wahrscheinlich nach einem früheren Tagebuche abgeschrieben sind. Der Brief schließt mit einem freundlichen Gruß auch von meiner Mutter, die unverändert — „den Wohlthäter ihres Mannes und den steten Gönner und Helfer ihrer armen Eltern in früheren Drangsalen und Nöthen venerirt." — Verstehen Sie das, Herr Wiger?"

„Der Verstand bearbeitet die Materialien; nun ist es aber für's Erste Zeit, sie zu sammeln. Meine Ohren öffnen sich wie Seesterne."

„Hier kömmt also die Anzeichnung."

„Die, wie ich hoffe, mein werthvolles drittes Manuscript werden soll," sagte Wiger, und lehnte sich über den Tisch, um auch mit den Augen den Inhalt zu verschlingen.

Drittes Kapitel.

Das dritte Manuscript.

„Sie hatten Recht! Ich habe meine guten, armen Eltern verloren, an ihrer Stelle aber keine neuen erhalten. In den Reihen, denen ich vor meiner Abreise aus Norwegen die tausend Thaler beilegte, die ich meiner Familie sandte, hatte ich nicht Zeit, die Umstände näher zu erörtern, und wünschte überdies, mich so spurlos als möglich von der ganzen Sippschaft loszumachen. Jetzt, da ich dieses schreibe, ist seit den wenigen Jahren Alles verändert; die Wohnung meines Vaters ist in fremden Händen und er selbst verschwunden. Hier kömmt also die Mittheilung, die ich Ihnen seit langer Zeit schuldig bin."

„Nun kannst Du mich, der den Weg kennt, vorausfahren lassen," sagte Carillo, als wir schon das mit blauen Ziegeln gedeckte Dach und die hohen Fenster vor uns hatten.

Es war ein heller, schöner Wintertag; der Rauch wirbelte in gerader Linie aus den regelmäßigen Schornsteinen empor; ein Hund fieng an zu bellen, und eine Menge wälscher Hühner und anderes Federvieh, welches Erlaubniß erhalten, sich im Sonnenschein gütlich zu thun, belebten den geräumigen Hofplatz, ehe Diener und Dienstmädchen beim Klange der Schellen aus den Seitenflügeln des Gebäudes zum Vorschein kamen.

„Haben Sie die Güte, mein Herr, die Treppe hinaufzusteigen; Ihre Sachen sollen richtig besorgt werden," sagte ein schwarzer Diener mit höflicher Verbeugung. — Nun erst merkte ich, daß Carillo sich schon in's Haus begeben hatte. Eine unbeschreibliche Last drückte mich zu Boden, während zugleich eine sonderbare Expansivkraft mein geistiges Wesen über den ganzen Himmelsraum zu erweitern drohte. Der Diener eilte mir auf dem geschmackvollen Hausflur vorbei und öffnete die Flügelthüren zur Rechten. Ich aber ging instinctmäßig gerade aus, ergriff das Geländer von Mahagoniholz und schritt die große, breite Treppe hinauf, die zum obern Stockwerk führte. Ich stand nun in einem kleinen tapezirten Kabinet, ein Teppich bedeckte den Fußboden, an jeder Seite der Wand stand ein mit Damast überzogenes Sopha, und gerade vor mir befand sich eine Flügelthür. Im anstoßenden Zimmer hörte man die Schläge einer Pendel und die einförmigen Schritte eines Auf- und Niederspazierenden. Ich zauderte, wagte aber endlich anzuklopfen.

„Wer da?" fragte eine unwillige Stimme, und

gleich darauf zeigte sich ein schöner Männerkopf in der Thür. „Haben Sie die Güte und treten Sie näher! Was steht zu Ihren Diensten?“ In demselben Augenblick war er schon an meiner Seite und nöthigte mich zum Sitzen im Sopha.

„Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, daß ich Sie so anrief. Es ist die Schuld meines einfältigen Dieners. Er weiß, daß ich herausgerufen werden will, wenn —“

Während dieser Worte, bei denen er mich scharf fixirte, fing er an zu stocken. Er hielt inne.

„Wie? Ist's möglich? So rede doch! Bist Du es, mein Sohn? — Bist Du wirklich so groß, so schön geworden! O könnte ich auch Deinen edleren Theil aus seiner krankhaften Lethargie erwecken! Ximenes! Ximenes! Wo finde ich einen solchen Arzt? Dein letzter Brief hat mich sehr betrübt. Du bist ein undankbarer Lump, Ximenes. Wo ist Dein Gefährte, der sich für Dich aufopferte, den Du — — Ei, Ximenes! Was er für Dich gethan hat, kann nur durch Liebe und Dankbarkeit vergolten werden!“ Er stampfte mit dem Fuße.

Ich war aus aller Fassung gebracht. Diese Vorwürfe dem Sohn, die für mich die schmeichelhaftesten Beifallsäußerungen enthielten — —!

„Ich bin nicht Ihr Sohn Ximenes,“ sagte ich endlich leise, „berauben Sie mich aber deshalb nicht Ihres väterlichen Wohlwollens.“

„Wie? Irre ich mich? — Du bist nicht — Sie sind nicht — und diese Züge! Unmöglich! Mein Gott!

welche merkwürdige Aehnlichkeit! Nein, nein! Nun sehe ich wohl, Sie sind nicht Ximenes. Verzeihen Sie, junger Herr! Ich werde leicht angeregt. In dieser Stunde kann ich meinen Sohn erwarten."

„Aber ich bin Ihr Sohn! Sie sind mein edler Vater. O, verstoßen Sie mich nicht! Ich bin Ihr Erstgeborner. Sie haben es nie gewußt; man hat meine Mutter in der Geburtsstunde hintergangen. Ich bin bei armen Käthnern erzogen. Das Geschick führte mich einem jungen Manne zu, der mir die ersten Kenntnisse mittheilte, und Anweisung, mir mehrere zu erwerben. In der Hütte meiner Pflegeältern fand Rein mich. Sie wissen das Uebrige. Ich habe meine Pflicht gegen meinen — gegen Carillo erfüllt. Ihre eigenen Worte drangen so eben wohlthätig in mein Herz."

„Stille, stille! Dein Auge lügt nicht! Es sind Augustas Augen. Deine Stimme! O ja, o ja! Du mußt ja ihr Sohn sein. Um des Himmels willen aber! Es geht nicht an!"

Ich konnte mich nicht in den Ideengang meines Vaters hineinversetzen; ich war zu sehr entzückt. Hatte ich ja doch einen kalten, abgemessenen Empfang befürchtet, mistrauische Fragen nach Beweisen, Aufschub, bis die nöthigen Aufklärungen angelangt wären. — Und nun! Mein Auge, meine Stimme — überzeugten das Herz meines Vaters, ehe ich ihm noch den Faden der Geschichte mitgetheilt hatte! — Nur Ehrfurcht vor dem Manne, den ich also nun Vater nennen durfte, hielt mich

ab, ihn zu umarmen. Ich erwartete hoffnungsvoll, daß er mich an seine Brust drücken würde.

„Hier bin ich, Vater, wie Du siehst, gesund und groß; die Mutter bat mich, daß ich zu Dir hinaufgehen möchte. Hier hast Du mich. Ich bin aber Gott verdamm' mich so müde, wie eine Bestie.“ Damit stolperte er, noch in Ueberstiefeln, auf den Vater los.

„Wie eine Bestie! Das mag sein. Geh' wieder hinunter zur Mutter. Wir kommen gleich nach.“

„Wir? — nun, so hat denn der leibhaftige Satan Dich heraufgeführt, Gustavus! Immer drängst Du Dich heran. Es wurde ihm nicht gestattet, zuerst zu kommen; da wollte er, Tod und Teufel, am höchsten fliegen.“

Mein Vater zupfte mich am Arm und wollte einige Worte mit mir allein reden; der Flegel aber hatte sich an meinen andern Arm festgeklammert und polterte die Treppen mit mir hinab.

Die Thür zu einem Kabinet ging auf, aus dem ein feiner Wohlgeruch hervorströmte, und eine noch schöne Dame, in mittleren Jahren, trat uns mit Grazie entgegen.

„Ich durfte,“ — sagte sie mit einer wohlklingenden Stimme, aber einem sehr fremden Accent, der es mir schwer machte, die Worte zu verstehen — „ich durfte das liebe Söhnlein nicht länger behalten, ohne ihn Dir zu senden, da Du nicht kamst nieder, bei ihm zu sein; und dieser Herr —! o, mein Herr! Sie haben sich selbst viel Ehre und groß Glück und ein edel Familie viel Dankbarkeit gemacht. Versteh mich vielleicht nicht?“ — Da-

bei küßte sie Carillo die Stirn und reichte mir zugleich die Hand. Ich weiß durchaus keine Rechenschaft für meine Vorstellungen und Gefühle abzulegen. Aber wohl gestehe ich, daß sich neben der glücklichen, erwärmenden Liebe etwas von Eifersucht in mein Herz einnistete. Da ergriff ich denn die weiße, mit Ringen geschmückte Hand und preßte sie an meine Brust, an meine Lippen und wieder an meine Brust, und da das Zungenband bei diesem Kusse gleichsam gelöst ward, strömten die Worte mir aus dem Herzen und ich erkannte aus meinem eigenen, mehr und mehr gesteigerten Gefühl, daß das Herz meiner Mutter für den Sohn schlüge, den sie nie gesehen hatte, den sie aber nun umarmen und segnen würde. — Großer Gott! wie hatte ich mich getäuscht!"

„Rettet mich doch von diesem Mensch! Er ist ja verrückt!" rief sie ängstlich. Carillo ergriff mich mit einem spöttischen und erbitterten Grinsen bei den Schultern und wollte mich zurückstoßen. „Aus dem Wege, Esel!" rief ich und versetzte ihm einen Stoß, daß er gegen die Thür flog. Meine Hitze verdroß mich augenblicklich; ich trat zurück und ergriff die Hand meines Vaters.

„Verzeihe mir, mein Vater! des Herzens Saiten liegen einander so nahe! Die eine läßt die andre vibriren. Rede aber Du zu meiner Mutter für mich! Du hast mich ja anerkannt. Du hast ja das Auge und die Stimme Deiner Augusta erkannt."

„Ist er Dein Bastard, Edinger, wirklich? Bei der heiligen Himmelskönigin! Ich beschwöre Dich — Du

schweigst! Hohn und Schande! Ich bin betrogen und verrathen!“

Mein Herz blutet, wenn ich an diese Stunde denke. Ihre Heftigkeit war zu entschuldigen. Sie glaubte, daß meine Mutter lebte; sie hielt sich für die Betrogene, die Verspottete; sie glaubte, daß man ihre rechtmäßigen Ansprüche für ungültig erklären würde. Im Lande fremd, größtentheils mit der Sprache, noch mehr mit Gesetzen und Verhältnissen unbekannt, hatte sie während einer Reihe von Jahren an diesem Ort in tiefer Einsamkeit und klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt gelebt. Ihre leidenschaftliche Liebe zu meinem schönen Vater hatte sie vermocht, aus einem Kloster in Spanien zu entfliehen, aus dem sie in ihrer Verblendung eine Menge Kleinodien mitgenommen hatte, die ihnen bisher die Mittel zu ihrer üppigen Lebensart gewährten. Mehrere Unterhandlungen waren unterdessen zwischen der Entflohenen und ihrer stolzen Familie eröffnet worden, ohne daß sie jedoch in den ersten Jahren gewagt hätte, ihren Aufenthalt anzugeben. Ihr Vater, ein vornehmer spanischer Sennor, hatte indessen seine Söhne im Kriege, und durch Intriguen seinen Posten am Hofe verloren, und lebte als Verbannter fern von der Halbinsel. Das Unglück hatte ihn etwas milder gestimmt; er beschloß daher, seinen Neffen zu adoptiren und seiner Tochter zu verzeihen. Es war ebenfalls die Verbindung einer Tochter mit einem unbedeutenden Ausländer, die den damals allmächtigen Ministercardinal bewog, die Confiscation der Güter zu Gunsten des Sohnes der Donna Luisa, des wohlgebornen

jungen Herrn, Carillo Ximenes Gandel, aufzuheben. Ximenes sollte sich also mit seiner Mutter am Hofe einfinden. Wohl durfte ihr Vater den spanischen Grund und Boden nicht mehr betreten; er selbst aber wollte sich herbegeben, die Verhältnisse untersuchen und sich mit seinen Kindern versöhnen. Er würde sich vielleicht darein finden, aus der Hand des begünstigten Erben ein jährliches Leibgedinge zu empfangen. Ich erzähle alles dieses mit einer Unvollständigkeit, noch größer, als diejenige, womit die Thatsachen mir, theils von meinem unglücklichen Vater, theils später von dem guten Rein, mitgetheilt wurden.

Es war ein schrecklicher Abend! Daß mein Vater seine frühere Verbindung verheimlicht hatte, die er durch den Tod seiner ersten Frau für vollkommen aufgelöst ansah, darüber darf man sich weniger wundern, da seine fremde Gattin mit allen Ansprüchen einer leidenschaftlichen Spanierin stets gewähnt hatte, daß sie seine einzige und erste Liebe sei, so wie sie ihm den alleinigen Besitz ihres Herzens geschenkt hatte. Ihr aber nun auf einmal den so lange verheimlichten Zusammenhang zu erklären, war um so schwieriger, als sie nicht die nöthige Ruhe besaß, ihn anzuhören. Mein Vater drückte sich in der französischen Sprache kaum mittelmäßig aus, und sie verstand weder französisch, noch norwegisch genug, um mit Klarheit seine ungeregelte Darstellung begreifen zu können. Fortwährende Krämpfe, so wie die Gegenwart und plumpen Ausfälle des rohen Carillo gegen mich, verhinderten sogar eine Unterredung zwischen uns. Als der Letztere

einen Augenblick das Zimmer verließ, und meine Stiefmutter in ihr Cabinet gebracht worden war, nahm mein Vater mich bei der Hand.

„Ich habe Augusta's Kind anerkannt, und ich umarme Dich in diesem Augenblick vor dem Angesichte Gottes als meinen Sohn. Verlange aber keine öffentlichere Anerkennung. Wenn Du diese forderst, würdest Du nicht nur meine Wohlfahrt, sondern auch meinen Hausfrieden untergraben. Ich gehe nun mit Dir in ein anderes Gebäude, wo es Dir für's Erste an Nichts fehlen wird. Morgen darfst Du mich und meine Verfügung zu unserm gemeinsamen Besten erwarten."

Sie werden sich wohl denken können, welch' eine Nacht ich verlebte; beschreiben kann ich sie nicht. Es erschien mir so kränkend, daß ich mich im Hause meines Vaters verbergen mußte, und vielleicht für einen unverschämten Betrüger ausgegeben würde. Meine Jugend besaß mehr Stärke des Gefühls, als Uebersicht der Erfahrung über die obwaltenden Verhältnisse, wie sie in dem bürgerlichen und socialen Leben sind. Ich betrachtete mich damals für eben so berechtigt, wie meinen jüngern Bruder, den Namen meines Vaters zu führen, seine Mühen zu theilen, ja, dereinst sogar ihn zu beerben. Dies wird Sie nicht wundern, lieber Herr Witus, wenn Sie daran denken, welch' ein Autodidact ich war. All mein Wissen bestand in Bruchstücken. Nun haben freilich Umgang mit der Welt und etwas Studium es einigermaßen zu einem Ganzen zusammengeleimt, ich merke aber nur zu wohl, daß dies Ganze etwas mosaikartig

ist. Ein Stück steht verkehrt, ein anderes liegt verborgen, ein drittes steht mit dem verkehrten Ende in die Höhe. Lassen Sie mich jedoch weiter erzählen. Ich bin ja noch nicht fertig mit jenem Abend.

Mein Vater hatte noch nicht ausgeredet, als Carillo stampfend, pfeifend und lärmend in's Zimmer trat. Daß er starke Getränke genossen, was ihm übrigens von den Aerzten auf's Strengste verboten war, konnte ich ihm gleich ansehen. Allein mein Aufseheramt war niedergelegt. Bei seinem Eintritt ließ mein Vater meine Hand los, und wandte sich zornig gegen Carillo.

„Höre, Du Bube! das Mißverständniß, das hier stattgefunden hat, wird sich auf die eine oder andere Art aufklären. Dir steht aber keinesweges zu, Deine Finger an den Knoten zu legen. Vergiß nicht, was Du Deinem brüderlichen Freunde schuldig bist und strebe, ihm ähnlich zu werden, wenn Du dies kannst. Morgen sollst Du zu arbeiten anfangen. Wahrlich, mir graut vor Deiner Roheit und Unwissenheit. That er gar nichts, nachdem er angefangen, sich besser zu befinden?" sagte mein Vater mit sehr freundlicher Stimme zu mir. „Spornte Rein ihn nicht an —"

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Weit entfernt, daß es mir darum zu thun war, Meister Carillo zu schonen, war er mir so zuwider, und zu sehr mein Feind, als daß ich seinetwegen einem Manne Rechenschaft ablegen mochte, der durch diese Wendung mich als einen Hofmeister oder Diener des heimgekehrten Erben zu behandeln schien. Ich schwieg.

„Mit Carillos Unterricht,“ sagte ich doch zuletzt, „hatte ich nichts zu thun. Von der Zeit an, als es mir erlaubt wurde, ihn zu verlassen, benutzte ich den Tag, um Unterricht zu genießen, wozu der Ort eine so gute Gelegenheit darbot, und mit Dankbarkeit empfing ich die Mittel, diese Gelegenheit zu benutzen.“

„Wer soll mich hier unterrichten, Vater? Schreiben kann ich, hol' mich, besser als Du.“

„Esel!“ murmelte mein Vater zwischen den Zähnen; „aber Ihr habt gewiß noch nichts genossen?“

„Das Erste, was ich that, nachdem ich zur Thür hereingekommen war, Etwas in den Magen zu füllen; denn ich war so hohl, wie eine Tonne,“ sagte Carillo lachend und legte die Hand über den Magen. — In diesem Augenblick kam ein geputztes Frauenzimmer herein, wahrscheinlich die Kammerjungfer, und bat den Junker, zur gnädigen Frau zu kommen. Vermuthlich hatte mein Vater nicht Lust, mit mir allein zu sein; denn er rief den schwarzen Diener herein, flüsterte ihm ein Paar Worte in's Ohr und sagte darauf:

„Wir essen heute auf unsern Zimmern, Mazzo, da Donna Gandel unpäßlich ist. Begleite den jungen Herrn in's grüne Zimmer und laß gleich serviren.“

„Auf morgen also!“ sagte er rasch und reichte mir die Hand, indem er mit einer nur für mich hörbaren Stimme hinzufügte: „armer Gustavus! mein armer Gustav!“

Meinen Heißhunger befriedigte ich mit dem ersten der aufgetischten Gerichte; ich verstand nicht gleich, daß

man nun erst Mittag aß. Darauf ließ ich abtischen und wies alle dienstfertigen Anerbietungen ab.

In meiner düstern Stimmung fühlte ich die gifterfüllten Bisse des Hasses und der Mißgunst, ich erkannte ihre Beschaffenheit, konnte aber dennoch nicht widerstehen, meine Brust von diesen Dämonen zerfleischen zu lassen. Die schörpelirten Leuchter, die seidenen Fransen, und die glänzenden Möbeln, die Aufwartung, das Essen, die Weine, Alles betrachtete ich mit gehässiger Begier, meine Ansprüche, nicht die eines Gastes, sondern diejenigen eines Sohnes darauf geltend zu machen. Es war das erste Mal, daß ich ein elegantes Haus betreten hatte, das erste Mal, daß ich dem Luxus nahe stand, und Etwas von den Herrlichkeiten eines üppigen Großen gekostet hatte. O, mit welcher kindlichen Neugier, welchem Wohlbehagen würde ich auf den schwellenden Kissen geruht, die feine Traube gekostet, und mich von den eleganten Dienern haben bedienen lassen, hätte ich ohne Ansprüche in diesem Hause gestanden! Wie froh würde ich die Sicherheit des gebildeten Herrn und die majestätische Haltung seiner Frau, so wie die Behendigkeit der dressirten Dienerschaft beobachtet haben, wenn ich als Fremder das Glück genossen hätte, die unbekannte feinere Lebensweise einmal zu sehen und daran Theil zu nehmen. Ohne verzehrende Sehnsucht hätte ich mich dann zurückgezogen, und wäre damit zufrieden gewesen, den schnell verschwundenen Zauber in meiner Erinnerung zu bewahren! Nun aber streckte ich krampfhaft meine Hände danach aus, wie nach einem Recht, das man mir listig entzogen hatte.

Der Dieb war mein elender, stumpfsinniger Bruder und mein — schwacher, schwacher Vater! Ich befand mich in einer gehässigen, erbitterten Stimmung, lieber Herr Witus, und suchte sie nicht einmal zu mildern.

Gewaltsam wurde die Thür aufgerissen, und Carillo stürzte in einem Zustande herein, der mich erschreckte. Sein Auge rollte wild; der Schaum stand ihm vor dem Munde.

„Verdammter Schurke!" fing er mit lallender Zunge an, indem er mich an der Brust faßte, „nun hab' ich von Allem recht Bescheid erhalten. Nun weiß ich, was Du, heimtückischer Bube, und jener Rein, der Esel, mit mir vorhattet. Ihr wolltet mir das Lebenslicht ausblasen, damit Du Kukuksei meine Stelle einnehmen könntest. Mazzo hat mir Alles erzählt. Und da es Dir nicht gelang, trotz aller Deiner Künste und Deinem Würgen in meinem kranken Halse, mich zu tödten, kömmst Du nun her, bringst meinen Vater auf und ärgerst meine Mutter zu Tode. Aber Du sollst bei allen Teufeln —"

Carillo war völlig berauscht, aber in seiner Raserei dennoch stark genug, mich fest um den Hals zu halten. Ohne Zweifel war es die Absicht des Elenden, mich zu ersticken. Da ich aber den vollen Gebrauch meiner Sinne hatte und Gewandtheit besitze, riß ich mich bald von ihm los und warf ihn zurück. Ich versetzte ihm einen Hieb, und wurde, wie gewöhnlich, wenn man sich der Rohheit zu züchtigen überläßt, immer erbitterter, so daß er endlich durchgepeitscht ohne Bewegung und Bewußtsein auf dem Fußboden liegen blieb. Mein Zorn war

verflogen; ich legte ihn auf's Sopha und übergoß ihn mit einer Caraffe Wasser. Matt schlug er die Augen auf und sah sich schläfrig umher.

„Ich glaube, daß Du selbst gehen kannst, Carillo; es ist daher am besten, daß Du Dich in aller Stille in's Bett packst. Du thust am klügsten, wenn Du von den erhaltenen Schlägen schweigst; Du hast sie ehrlich verdient, und wirst Niemand vorpegeln können, daß ich Dich hier auf meinem Zimmer überfallen sollte."

Er sah mich mit dummen Augen an, schwieg still und schlich sich mit unsichern Schritten zur Thür hinaus. Ich ergriff einen Leuchter und begleitete ihn die Treppe hinunter.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des dritten Manuscripts.

Torkild hatte während des Lesens längst seinen Unwillen über Wigers unbescheidene Aeußerung über den Advocaten vergessen. Mit träumendem Interesse hielt er inne und war ganz von dem Zustande und den Gefühlen des seligen Vaters erfüllt. Wiger wagte es nicht, ihn zu unterbrechen, sondern war mehr über die herrliche Anwendung erfreut, die er von diesem Manuscript würde machen können, als erstaunt, daß die Begebenheiten sich so zusammengefügt hatten.

„Ich hatte geglaubt, daß der Faden sich ganz anders und weit sonderbarer entspinnen würde. Aber, sagt Voltaire: „Le vrai est seul aimable, il doit regner partout, même dans la fable!“

„Ein andermal will ich Sie nach der Uebersetzung fragen, jetzt aber sehne ich mich zu erfahren — —“

„Ich auch, ich auch! und ersuche Sie daher, nur fortzufahren," versicherte der Student, indem er wieder die Stellung eines aufmerksamen Zuhörers annahm.

Torkild kehrte das Blatt um und fing wieder an zu lesen:

„Den folgenden Morgen saß ich noch immer in einem Lehnstuhl, wo die Müdigkeit mir endlich einen kurzen Schlummer aufgedrungen hatte. Ein Diener brachte Feuer zum Ofen und suchte leise nach meinen Kleidern neben dem Bette.

„Macht Euch keine Mühe, ich bin schon angezogen; seid aber so gut und zündet Licht an."

Ich zog die Rollgardinen ein wenig auf und öffnete ein Fenster, um die frische Winterluft einzuathmen. Gerade gegenüber lag das Hauptgebäude im matten Helldunkel der Morgendämmerung. Ein Paar Zimmer im untern Stockwerk waren erleuchtet, und aus der Beschaffenheit der Beleuchtung konnte ich schließen, daß es die Küche und Gesindekammer sei. In beiden sah man Personen in emsiger Bewegung. Zum ersten Mal wurde eine gewisse Seite aus dem Leben der begünstigten Classen auffallend für mich. Wie sie sich nämlich mit einer ganzen Masse Menschen umgeben, deren höchste Aufgabe des Lebens darin besteht, für die eingebildeten Bedürfnisse Jener zu sorgen; wie sie sich selbst zu einem Kinde machen, über das man wachen, das man ankleiden, dem man aufwarten muß, und dies Alles, nicht um ihre Kräfte, ihre Aufmerksamkeit und Geisteskraft für — etwas Größeres

und Edleres aufzusparen, sondern nur, um sie zu verschlafen, oder zu vertändeln. Was thun diese Leute? Sechs hatte ich wenigstens den vorigen Abend gesehen, und was thun diese für ein Paar Menschen, die wiederum nichts thun, als herumtrippeln. Donna Gandel that, wie ich gehört hatte, den ganzen Tag nichts, als lesen, sich vorlesen lassen, Guitarre spielen und spaziren gehen. Mein Vater war und konnte nicht unwirksam sein, das sah man an dem lebhaften Blick, an der Bestimmtheit in allen seinen Bewegungen; das hörte man seiner kraftvollen Stimme an. Worin bestanden aber seine Geschäfte? Er war meistens in seinen verschlossenen Zimmern, die den größten Theil des zweiten Stockwerks einnahmen. Ich stand noch lauge, die erleuchteten und nicht erleuchteten Fenster anstarrend und vergaß mich und meine unangenehme Lage. Eine Bewegung hinter meinem Rücken ließ mich das Fenster zumachen und mich umsehen. Es war der Bediente mit dem Kaffeeservice.

„Ist Euer Herr aufgestanden?“ sagte ich, indem ich mich mit einem heimlichen Lächeln nachlässig vor den blanken Präsentirteller setzte, und den Kaffee aus der silbernen Kanne in die feine Comtoirtasse schenkte.

„Seit einigen Stunden, Herr Svartholt!“

„Wie? Herr Svartholt!“ dachte ich bei mir selbst, und mein ganzes Wesen verwandelte sich in ein Bild des Erstaunens. Sie wissen, mein edler Freund, daß Ihr Gustavus, während Sie ihn sahen und mit ihm umgingen, nur Gustavus hieß und nie darauf bedacht war, sich einen Zunamen zu verschaffen, es sei denn, daß er in sei-

nen Schreibbüchern ein — „von Gott und Rechtswegen Gustavus Guttormsen“ — setzte. Als ich aber in Reins Hände fiel, gab er mir gleich den Namen Gandel.

„Du sollst ja doch einen Namen haben,“ meinte er, und späterhin, hieß es, sollte ich für einen Bruder des Kranken passiren. Sonst bekam ich Tag und Nacht nicht leicht Zutritt zu ihm, noch Platz im Hospital. Mein erschlaffter Halbbruder dachte nicht sonderlich über Gegenstände nach, an die er sich gewöhnt hatte, und an den Namen Gustavus Gandel war sein Ohr in seinem schwächsten Zustande gewöhnt worden. Also — lieber Herr Witus, ich ließ mich dreist so nennen, und am wenigsten konnte es mir einfallen, diesen Namen seit dem Augenblicke abzulegen, wo die alte Sisil mir das Geheimniß meiner Geburt entdeckt hatte. Daß also jene Benennung eine unbeschreibliche Wirkung auf mich machte, werden Sie vielleicht begreifen können. Sie enthielt etwas Vernichtendes, etwas unendlich Beleidigendes. Ich wollte etwas erwiedern; der Diener kam mir jedoch zuvor, indem er mir höflich einen Brief überreichte.

„Der Herr läßt sich entschuldigen, daß er gestern vergaß, dem Herrn Svartholt diesen Brief einzuhändigen, der gestern vor Ihrer Ankunft ankam.“

Ich saß wie eine Bildsäule; der Diener ging hinaus, nachdem er den Brief neben mich gelegt hatte. Die Aufschrift lautete auf den Namen, womit ich so eben benannt worden war, und ich sah leicht ein, daß er nach meiner Ankunft, so wie auch, von wem er geschrieben

sei. Ein heftiges Zittern ergriff mich, und kaum vermochte ich den Brief zu öffnen.

„Sorgfältig habe ich die Briefe meines vorigen Haushofmeisters Rein, Sie und Ihre Familie betreffend, durchgelesen und verglichen. Ich habe ebenfalls eine Episode aus dem Leben meines verstorbenen Bruders August in meiner Erinnerung aufgefrischt, in der er während seines Aufenthalts im nördlichern Theil des Landes einige nicht ganz legitime liaisons gehabt haben soll. Etwas Bestimmtes kann ich in dieser Sache nicht angeben; es wäre aber möglich, daß jenes alte Weib, Guttorms Schwiegermutter, Ihnen die nöthigen Anweisungen und schriftlichen Documente ertheilen kann. Doch ist Ihnen damit wohl nur sehr wenig gedient, da mein vielgeliebter Bruder sich als Kaufmann in Hamburg niederließ, wo er ohne Familienverhältnisse, ohne Freunde ein zurückgezogenes, unbekanntes Leben führte und schon vor siebzehn Jahren starb. Ich will jedoch gestehen, daß Ihre auffallende Aehnlichkeit mit meinem seligen Bruder, meinem mir unvergeßlichen August, einen höchst überraschenden Eindruck auf mein sehr reizbares Nervensystem machte. Ich ward in der That ungemein frappirt. Meine Aeußerungen, worein sich die gegründetste Dankbarkeit für Ihr ausgezeichnetes Benehmen gegen meinen Sohn mischte, gab leider zu einem Mißverständniß Veranlassung, das ich unmöglich mit ruhiger Fassung aufklären konnte, da die schwache Constitution meiner Gemahlin von der eingetretenen Verwirrung so heftig angegriffen worden war, und das sich zunächst auf die Aehnlichkeit des Namens

August und den Namen Ihrer Mutter — Augusta — gründet.“

„Ich hoffe nun, daß nach dieser Erklärung alles Nebelartige und Unverständliche in jenem Mißverständniß verschwunden sein möge. Meine Frau, die mich oft den geliebten Bruder und vielleicht auch seine Liebeshändel hat erwähnen hören, würde Sie mit Vergnügen Neffen nennen, und möchte Sie ersuchen, die Heftigkeit zu entschuldigen, womit sie in ihrem Schrecken sich einen Namen verbat, der ihr nicht gehörte. Ich, mein edler, junger Freund, sehne mich, Sie zu umarmen und mit Ihnen das Nähere, Ihre Zukunft betreffend, zu verabreden, indem ich wünsche, väterlich für diese Sorge zu tragen. Sobald Sie diesen Brief erwogen haben, ersuche ich Sie um eine Unterredung auf meinem Zimmer. Guten Morgen, mein Lieber!“

O, welch’ ein schneidender Weheruf tönte in meinem Innern! Es war ein moralischer Schauder über die Jämmerlichkeit unseres Wesens, die in den höheren Bildungsgraden oft widerlicher erscheint, als in den niederen. Es war ein edlerer Harm, als jener egoistische, der sich den vorigen Abend in mir entzündet hatte. So konnte ein Vater sich Angesichts seines Sohnes verstellen! So wollte sich ein Mann von Geist und Würde in eine kleinliche zusammengeflickte Lügenmaske vermummen, der die gestrigen, mir noch lebhaft vorschwebenden Worte widersprachen — und warum? weil er es nicht wagt, einen Sohn von seiner zuerst ihm angetrauten Frau anzuerkennen.

Nein, es war zu arg! — Hätte er mir doch nur eingestehen wollen! Aber so! fi! fi!

Lieber Herr Witus! machen Sie mir Vorwürfe, wenn Sie finden, daß ich gegen ein heiliges Gesetz sündige. Aber ich habe von Anfang an beschlossen, und will meinen Vorsatz halten, Ihnen in diesem meinen Bericht Alles mitzutheilen, was sich um mich und in mir zugetragen hat. Jetzt, wo ich nach Verlauf mehrerer Jahre diese Scenen mir zurückrufe, ertönt dasselbe Fi! in meinem Herzen.

„Fort, fort! Was hab' ich wohl mehr mit ihm zu reden? Wenn er mir mein Recht versagt, das ich als Sohn besitze, will ich mir den Platz eines Neffen nicht erlügen." — Nachdem ich meine Kasse von der Reise her untersucht und sie hinlänglich gefunden hatte, um zu Ihnen zurückzukehren, welches nun mein erster Gedanke war, legte ich eiligst Rechenschaft über die Reiseunkosten ab, dankte für jede Artigkeit, die ich genossen, und erbat mir für meine unfreiwillige Abreise vom elterlichen Hause den Koffer, den ich beim Antritt der Rückreise gekauft, und um diejenigen Kleider, die ich von Zeit zu Zeit erhalten hatte. Darauf schrieb ich ein Abschiedsbillet an Ximenes, worin ich ihn an die Vorschriften der Aerzte erinnerte. Es war nun meine Absicht, den Kutscher zu ersuchen, mich nach dem ersten besten Bauerhofe zu fahren. Unterdessen war es Tag geworden, und ich mußte mich bequemen, im Gesichtskreise des Hauptgebäudes nach einem Bedienten zu suchen. Ich war gerade den Stall gewahr geworden und eilte zu einem dickleibigen

Knecht, der sich in der Stallthür zurücklehnte, als Mazzo hinter mir hergelaufen kam und mich ersuchte, in die obern Zimmer hinaufzutreten. Ich besann mich einige Augenblicke, allein die Unmöglichkeit, mich und meine Sachen mit eignen Füßen zu besorgen, machte es nothwendig, daß ich mich in die einfachste Forderung des Anstands fügte, der Aufforderung des Wirths zu folgen. Auf dem Hausflur begegnete mir das Kammermädchen, die mich zu meiner Ueberraschung zur gnädigen Frau hineinführte.

Sie stand mit freundlichem Anstande auf, winkte mir herablassend näher zu kommen, ließ mich niedersitzen, indem sie sich selbst auf ein kleines Sopha niederließ. „Mein Herr! Sie hatten Unannehmlichkeiten, die gestern von unserm Hause nicht verdient. Ich mache mich sehr böse darüber. Indeß hat Sie und mein Mann und mein Nichtverstand des Sprache jedes sein Antheil davon. Nun kenne ich von Herr Gandels genaue Erklärung, daß Sie sind ein Sohn von sein Bruder, sehr hübsch, den Herr Gandel immer geehrt und geliebt hat. Ich war unverständisch, und mißdeutete Alles, und mußte Krankheit leiden gestern Nacht, und schämen mich heute. Verzeihen Sie!“

Sie reichte mir ihre Hand entgegen, und sah mich mit einer Reinheit, einer Treuherzigkeit an, die mich rührte. Die Thränen zitterten in den schwarzen Sternen, deren Feuer Zeit und Mißmuth allerdings etwas gedämpft hatten. Ich verbeugte mich, und meine Antwort beschränkte sich auf einige wenige Worte ohne Zusammen-

hang. Darauf fragte ich nach dem Befinden der gnädigen Frau und versuchte zum ersten Mal in meinem Leben, ein Gespräch mit einer Dame zu führen. Diese Dame war allerdings leicht zu unterhalten; denn sie sprach fast unaufhörlich selbst und forderte meistens nur ein Ja oder Nein. Ungeachtet sie eine wunderbare Unbekanntschaft mit der Welt verrieth lag viele Sinnigkeit in ihren Worten. Diese drehten sich besonders um ihre zweifelhafte Lage und das Unglück, daß Don — ihr Vater, landsverwiesen und sie genöthigt sei, den Herrn Gandel zu verlassen, um mit ihrem Sohn die Güter in Besitz zu nehmen.

„Ich verstehe so gar wenig, und mein Carillo, der Wildfang, ist ja ein unwissender Kind. Wenn Sie mein Neffe sein und mit mich und Carillo zum Frühjahr eine Reise machen wollte, so würde ich ruhig sein, und das erlaubte Herr Gandel gewiß mit viel Dank."

Ich erstaunte sehr über die Idee meiner Quasitante, die übrigens mit Rücksicht auf das Bedürfniß für Carillo, zweckmäßig behandelt zu werden, nicht ganz unzweckmäßig war. Natürlich hatte ich weder Lust noch Willen, von nun an noch Etwas mit diesem Menschen zu thun zu haben. Dagegen stellte ich in den ehrerbietigsten Ausdrücken der Mutter vor, daß ihr lieber Sohn ein großer Dummbart sei, den sie unmöglich irgendwo könne auftreten lassen. Strenge Lehrer seien das Erste, woran gedacht werden müsse. Sie hörte mich seufzend an und meinte, daß er bald Alles einholen werde, was für einen jungen Cavalier nöthig sei, und daß er nur Französisch zu lernen

brauche, welches ihre Duegna, Mamsell Maria, übernommen habe, ihn zu lehren. — Etwas unwillig über ihre Einfalt und Blindheit erzählte ich ihr, daß Carillo ein verderbter Bube sei, der, an Jahren schon Jüngling, nichts thäte, als essen, trinken und sich herumbalgen. Besonders machte ich sie aufmerksam auf die Neigung ihres lieben Sohnes zum Trunk, und wie gefährlich diese Neigung, nach Versicherung der Aerzte, für seine Constitution sei.

Sie erschrak sehr und fragte, ob er denn wirklich diese Mängel besäße. „Wohl habe sie bemerkt, daß er etwas ungehobelt sei, es sei jedoch ihre stete Hoffnung, daß er sich mit den Jahren bessern werde, da er jetzt seine Gesundheit wieder erhalten habe und Gandel ihm gute Lehrer geben wolle.“

Ich ward bald überdrüssig, mit dieser beschränkten Dame zu plaudern, und brach das Gespräch ab, indem ich sie benachrichtigte, daß ich im Begriff stehe, meine Abreise anzutreten. Diese Erklärung überraschte sie. „Sie wisse,“ erwiederte sie, „daß ich unvermögend sei und daß Herr Gandel mich zum Richter oder Capitain, oder — Gott weiß was — machen wolle. Sie wären mir das Leben ihres lieben, theuren Sohnes schuldig, und ich dürfte auf ihre unbegrenzte Dankbarkeit rechnen.“

„Dies nun ist Gandels Absicht,“ fuhr sie fort; „und Sie bedenken sich wohl. Nehme Sie unterdessen dieser Ring zum Andenken an eine dankbare Mutter.“

Nun hörte ich den jungen Bären eine Melodie im Nebenzimmer brummen, und da er vermuthlich hereinzu-

kommen beabsichtigte, empfahl ich mich so lange und eilte hinweg von dieser thörigten Gans.

Mit schwerem Herzen, aber ruhiger Fassung, ging ich die Treppe hinauf zu meinem unbilligen Vater. Nein, nein, Herr Witus! Sie sollen mich nicht hinauf begleiten. Es fand da eine Unterredung statt, für die ich gern meinen gegenwärtigen Wohlstand aufopferte, wenn ich sie dadurch ungeschehen machen könnte; was sage ich! meine schönsten Erinnerungen wollte ich in Vergessenheit begraben, um nicht die Erinnerung an diese eine Stunde mit mir herumzutragen. Witus, Freund, Mann! Es muß gesagt werden! Lesen und schaudern Sie! Ich fluchte meinem Vater! — — —

Nach mehreren Monaten erst setze ich dieses Schreiben fort. Eine heftige Krankheit, das climatische Fieber, hat mich heimgesucht; jetzt kann ich wieder eine Feder schneiden, und schneide die erste für diesen Gebrauch. Nicht als eine Abfindung für mein Recht als Sohn, sondern als Bezahlung für das, was ich für den jämmerlichen Carillo aufgeopfert und gethan hatte, nahm ich jene tausend Thaler an. Damals glaubte ich eine leicht zu vermissende Gabe von einem reichen Manne zu empfangen, und ich nahm sie an, um eine heilige Schuld an meine Pflegeeltern und ihre Kinder abzutragen. Hätte ich damals gewußt, daß diese Summe das letzte Capital meines Vaters wäre, versteht es sich von selbst, daß es nicht geschehen sein würde. Nun bin ich jedoch ganz damit zufrieden, daß ich in dieser Rücksicht seinen Vor=

stellungen nachgab; denn es wäre verschwendet worden, und er noch eben so schlimm daran gewesen, als vorher.

Es war mir in meiner damaligen Stimmung unmöglich, Ihnen und noch weniger meinen Pflegeeltern den Zusammenhang darzustellen. Ich nahm, von zufälligen Umständen dazu bewogen, den Namen an, den ich fortwährend führe, und eilte in die Winterstürme hinaus auf einer Jacht, die sich nach Jütland hinüberwagte. Von da reiste ich nach Kopenhagen, wo ich den guten Rein antraf, der mich mit offenen Armen empfing. Sein früheres Verhältniß zu meinem Vater, und die Ursachen, aus welchen er dasselbe abbrach, sind mir nicht bekannt. Rein war nunmehr Küster an einer der Kirchen der Hauptstadt geworden, hatte sich verheirathet und lebte glücklich. Bei ihm blieb ich bis in den Sommer hinein und vertauschte meine Uhr und den reichlichen Inhalt meines Koffers gegen juristische Vorlesungen. — Vom Gelde entblößt, aber mit guten Zeugnissen nach wohl überstandenem Amtsexamen versehen, suchte ich eifrig eine Anstellung, und erhielt endlich einen Privatdienst bei einem juristischen Beamten, der auf St. Croix angestellt ist.

Nachdem ich nun einen Brief an Sie geschrieben hatte, sagte ich — damals glaubte ich auf immer — Europa mein Lebewohl. Rein unterhielt fortwährend seine Verbindungen in Norwegen. Auf diese Weise erhielt ich, ehe ich abreiste, durch ihn einige Nachrichten über meinen Vater und seine Familie. Sie lauteten nur traurig. Die Unterstützung, die Donna Gandel aus ihrem Vaterlande erwartet hatte, kam nicht. Auch die Hoffnung,

daß ihre Familie selbst heraufkommen würde, fing an, mehr und mehr zu verschwinden. — Ein plötzlicher Mangel betrat die Schwelle dieses üppigen Hauses. Gold und Silber mußte versetzt werden, und kaum erfuhren die vorher so bereitwilligen Capitalisten, daß der Wagen umfallen wollte, als Alle nachschoben. — Mit stoischer Ruhe vertheilte mein Vater einen Theil seiner Mobilien unter die unbezahlte Dienerschaft, und verabschiedete sie, während die Gläubiger sich des Uebrigen bemächtigten. Er mußte seine prachtvolle Wohnung verlassen, und erhielt natürlich nicht den geringsten Ersatz für die kostspielige innere Einrichtung, die Täfelung und Tapezierung der gemietheten Wände; er mußte seine reichbesetzte Tafel gegen dürftige Speise umtauschen und behielt für seine geistesarme, kindische Frau nur das gewöhnliche weibliche Personal zur Aufwartung. War bisher nicht für Carillo's Unterricht gesorgt worden, werden Sie wohl begreifen, daß später noch weniger dafür geschah. Er schwärmte in den Branntweinkneipen umher, spielte und trank. Madame Gandel weinte und ließ sich nur dann und wann durch die Vorstellungen ihres Mannes beruhigen, daß Alles ein verändertes Aussehen bekommen würde, wenn ihr Vater mit dem ersten Sommerschiff anlangte.

Endlich kam — nicht dieser, sondern ein Vetter der Donna Gandel. Der stolze, junge Adelsmann gerieth in Wuth über die Lage seiner Cousine, traf im Stillen Anstalten zur Abreise, und bewog halb mit Gewalt die arme Frau mit ihrer Duegna an Bord zu gehen, ohne daß mein Vater etwas davon wußte. Alle ihre Thränen und

Bitten hatten den Vetter nicht vermögen können, den verlornen Sohn mitzunehmen, den er selbst in dem schauderhaftesten Zustande der Völlerei gesehen hatte. — Wahrscheinlich sah Madame Gandel auch ein, daß sie den verderbten Sohn aufgeben müsse, wenn sie sich selbst nicht aufgeben wolle. Als mein Vater ihre Abreise erfuhr, ward er sehr erschüttert. Welchen Antheil die Liebe zu diesem beschränkten, vegetirenden Wesen daran haben mochte, kann man nicht wissen; die Kränkung aber, Verachtung oder Verwerfung, die er dulden mußte, indem seine Gattin, die letzten Ueberbleibsel ihres Eigenthums mitnehmend, mit ihren Leuten an Bord ging und ihn und ihr Kind dem härtesten Schicksal überließ! — das mußte jedes Gefühl in ihm rege machen — und wahrscheinlich auch — die Reue.

Nicht weit von Gandels früherer Wohnung lag ein Hafenplatz, wo ein Zollofficiant damals seine Station hatte. Der Controlleur Kampe war ein schlichter, etwas einfältiger, aber durchaus ordentlicher Mann, und hielt seine Untergebenen in strenger Zucht. Seine verstorbene Frau hatte ihm eine erwachsene Tochter hinterlassen; nichts desto weniger bekam er, einige Jahre vor diesen Ereignissen, auf seine alten Tage den thörigten Einfall, um die Hand eines jungen Frauenzimmers anzuhalten, das einige Jahre Madame Gandels Kammerjungfer gewesen war, gut gekleidet ging, sich mit Anstand bewegte und sich das Ansehen gab, als ob sie Bildung und Geschmack besäße. Diese arme Mamsell, die bei ihrer Herrschaft freilich im Ueberfluß ein gemächliches Leben führte, fand

doch, es sei noch besser, Madame Kampe zu sein und unter eignem Dache der Donna Gandel zu spotten. Die Ehe ward also geschlossen, und der alte Controlleur mußte sich in Manches und Vielerlei finden, ertrug aber stillschweigend und ruhig das Joch, das er sich selbst auferlegt hatte. An diesen Mann wandte sich mein Vater, nachdem er Zeit erhalten, sich nach seiner Betäubung zu erholen. Er bewog den Controlleur, Carillo auf sein Comtoir zu nehmen, und die Madame Kampe, ihn in ihrem Hause wohnen zu lassen. — Der träge Jüngling hatte bei Weitem nicht so sehr den Tisch seiner Eltern, als die Speisekammer, Gesindestube und den Keller vermißt; er hatte noch immer in frischem Andenken, wie oft das frühere Kammermädchen ihn mit Leckerbissen tractirt habe. Es war ihm daher nicht zuwider, beim Controlleur einzuziehen, während der Vater, wie es hieß, eine Reise unternahm. Als diese Sache also abgemacht war, verließ mein Vater die Gegend und vermuthlich auch das Land.

Diese Nachrichten erhielt Rein besonders von einem ihrer verabschiedeten Diener. — Und dies war das Letzte, was ich in späterer Zeit je von meinem Vater erfahren habe. Was dagegen mich selbst betrifft, so — —"

Fünftes Kapitel.

Unterhaltung über das Manuscript.

Torkild kehrte das Blatt um und hielt plötzlich inne. Wiger sah ihn neugierig an, mußte aber bald zu seinem großen Mißvergnügen einen hinlänglichen Grund des Stockens erfahren.

„Keine einzige Zeile mehr!“

„Kann aber die Erzählung nicht an einer andern Stelle fortgesetzt sein?“

„Dann müßten ja die übrigen Blätter in diesem Buche beschrieben sein, Herr Wiger. Die Schriftzüge geben zu erkennen, daß es eine sorgfältige Abschrift ist und kein erster Entwurf, wahrscheinlich also die Copie eines älteren Tagebuchs. Diese Copie muß durch andre dazwischen gekommene Geschäfte abgebrochen worden sein, und zuletzt ist ihre Existenz vielleicht in Vergessenheit gerathen. Wir müßten demnach das Tagebuch aufsuchen, aber die hinterlassenen Bücher und Papiere meines seligen

Vaters sind nie aus dieser Kammer transportirt worden, und hier, dessen bin ich ziemlich gewiß, findet sich kein einziges Heft, das ich nicht schon in der Hand gehabt hätte. Wenn ich meine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß mein Vater selbst sein Tagebuch vernichtet hat. Seine Verbindung mit der Welt außerhalb Wallerhaug hörte wahrscheinlich mit dem Tode Ihres Oheims auf, oder auch habe ich Grund zu vermuthen, daß mein Vater in seinen späteren Jahren keine Lust haben mochte, sich neuen Freunden mitzutheilen. So viel Interesse es auch für mich als Sohn haben könnte, sein Schicksal kennen zu lernen, kann man dennoch nicht annehmen, daß er von seinem Standpunkt sich in dies Interesse hineinversetzt hat. Nein, ich vermuthe, daß alle Anzeichnungen verbrannt sind, und daß diese angefangene Copie deshalb vergessen worden, weil sie in einem Conceptbuche geschrieben stand, das nicht mehr als solches gebraucht wurde."

„Was sich aber drin findet, darf ich doch wohl benutzen?" fragte Wiger.

„Offen gestanden, ich hätte gerne gesehen, daß Ihre Erzählung meinen seligen Vater nicht beträfe; theils weil ich annehme, daß er, wenn er gelebt hätte, sich ernstlich diese Ehre verbeten haben würde, theils, weil, wovor mir bange, auch ich gewissermaßen mit hinein verflochten werde, so wenig auch meine schlichte Person in einer Lesewelt zu Hause gehört."

„Ja, aber wir können ja die Namen verschleiern — die Stellen —"

„Und überdies ist ja alles, was die Person meines Vaters betrifft, ganz überflüssig für —"

„Nein, wo wollen Sie hin? Es ist eigentlich die Geschichte seines Vaters; wenigstens ist mein Plan — gerade das Verhältniß zwischen Vater und Sohn —"

„Gerade dies wollte mein Vater sicher, sicher nicht entblößt sehen!" sagte Torkild und legte die Hand versichernd auf seine Brust, „und folglich —"

„Glauben Sie," antwortete Wiger eifrig, „daß sein Geist sich darum kümmert, welche schöne und herrliche Dinge von dem im Leben wohlgebornen Herrn Gutsbesitzer und Advocaten Gustav Bache erzählt werden? Denn die Erzählung des Onkels Witus und die eignen Memoiren Gustav Baches enthalten ja nur Gutes, das selbst dort — ja wahrlich gerade dort, wo seine reine Seele — —"

„Darin mögen Sie Recht haben," sagte Bache mit einem holdseligen Lächeln und dachte liebevoll an den zu früh Hingeschiedenen. Einige Augenblicke nachher stand er auf.

„Nun wohl! es sei! — Dieses Buch aber leihe ich Ihnen nicht; die Sprache, der Styl würde Sie doch nur langweilen —"

Wiger wollte etwas einwenden — „Ohne anzunehmen," fuhr Bache fort, daß ich so gut schreibe, wie der Mann, der dieses verfaßt hat, so bin ich dennoch Willens, seine Erzählung nach meiner Art und mit meinen Worten wiederzugeben. Ueber meine Unbeholfenheit mögen Sie dann gerne lachen, so viel Sie wollen, während Sie

wieder nach meinem Manuscript, nicht nach dem meines Vaters, Alles in Ihre eignen Noten setzen. Zur Vergeltung müssen Sie mir nun versprechen, daß Sie nicht das Geringste von meinem Vater erdichten wollen."

„Aber, mein Theuerster! wer dichtet, erdichtet ja nicht. Der Dichter betrachtet die Bilder aus der wirklichen Welt so, wie sie sich vor seiner innern Anschauung idealisiren. Alles Dazwischenliegende, wozu sich im Prosaleben etwas Entsprechendes findet, muß doch poetische Wahrheit sein."

„Sehr wohl; ich verstehe Sie eigentlich nicht so recht, begreife aber doch so ungefähr, was der Sinn sein soll, und muß Ihnen einiges Recht einräumen. Aber, verzeihen Sie, was bei einem Kunstwerk verantwortlich ist, läßt sich in der wirklichen Welt nicht immer entschuldigen. Bedenken Sie, hier arbeiten Sie nicht an einem geschichtlichen Roman, sondern sind in das Leben einer Privatfamilie eingedrungen und wollen einen Theil desselben veröffentlichen. Noch ein Mal, erzählen Sie nichts von meinem Vater von dem Zeitpuncte an, wo seine eigenhändige Erzählung aufhört bis zu der Zeit, wo er hier in einem glücklichen Stillleben mit meiner Mutter Hannchen Guttorms *) auftritt."

---

*) Eigentlich Guttormstochter, nach Sitte der norwegischen, schwedischen und dänischen Landleute, ihre Söhne mit der Endung „son, sen," und ihre Töchter mit der Endung „Tochter" nach dem Vornamen des Vaters zu benennen. Anmerk. des Uebers.

„Wie? Guttorms? Aber warum gerade Guttorms? Doch wohl nicht — die Tochter Guttorm Svantholts?"

„Hm! Nun erst fällt es mir ein," sagte Torkild, indem er aufsprang, „ja sicher war meine Mutter seine Pflegeschwester! Nun erst wird es mir plötzlich klar!"

„Ja, lassen Sie uns noch einmal nachsehen, was Sie vorher aus dem Briefe an den Onkel Witus vorlasen; dort, am Ende: „meiner Mutter, die unverändert „— den Wohlthäter ihres Mannes und den steten Gönner und Helfer ihrer armen Eltern in früheren Drangsalen und Nöthen venerirt.", —

„Ja wohl, nun fällt mir noch ein anderes Wort meiner Mutter ein, welches darauf hindeutet, daß ein freundliches Band meine Eltern in ihren Jugendjahren umschlungen habe." — Meine Mutter war die Wittwe eines Detailhändlers, dem sie einige hundert Thaler als Mitgift mitgebracht hatte."

„Sans doute von den Tausend, die Ihr Vater dem Onkel Witus übersandt hatte, um sie auf beste Weise unter die Familien zu vertheilen?"

„Höchst wahrscheinlich. Dieser Detailhändler, Geium hieß er, starb bald, und hinterließ seine Wittwe in einer sehr dürftigen Lage. — Auf einer Reise nach seinem Geburtsdistrikt hatte mein Vater sie besucht, und verlobte sich zu allgemeiner Verwunderung ihrer Nachbarn mit der verschuldeten Wittwe, die nicht einmal hübsch war. — Wie wunderbar es doch in der Erinnerung emportauchen kann. Was ich Ihnen nun schlechtweg und mit Sicherheit erzählt habe, das erzählt die leise Stimme der Erin-

nerung mir selbst. Ja, zu Aller Verwunderung verheirathete der reiche, vielgereiste Advocat sich mit der schlichten, armen Wittwe, schlug — ja, nun taucht auch dies in meiner Seele auf — schlug einen angesehenen Dienst aus und ließ sich hier in diesem abgesonderten Thale nieder, wo er als Landmann lebte und starb."

„Item Fabrikeigenthümer."

„Wie Sie wollen. Ich glaubte, Sie hätten sagen wollen, als Advocat. Allein mit der Advocatur befaßte er sich, wie ich vermuthen muß, nicht anders, als daß er bei Rechtsfällen Gelehrten und Laien mit gutem Rathe gratis beistand und allen Advocaten jeden möglichen Abbruch that, wo die Gelegenheit sich darbot, Leute zu versöhnen, und ihre Streitigkeiten durch ein gerechtes, schiedsrichterliches Urtheil zu schlichten."

„Ihr Vater wird ein interessanter Character," sagte Polykarpus mit unbescheidener Wichtigkeit, indem er die Hand an die Stirn legte. „Aber apropos! Ihre Quasischwester, Mamsell Gertrud, heißt ja Geium. Ist sie vielleicht eine Tochter der Madame Bache und des Detailhändlers?"

„Nein, eine Nichte. Meine Eltern nahmen sie als ihr eignes Kind an, als sie keinen Stützpunct mehr hatte. Sie haben Ihre Verpflichtungen gewissenhaft erfüllt, und eben so wenig werde ich als Bruder die meinigen gegen Sie außer Acht lassen."

„Darf ich das Heft denn nicht mitnehmen? Es wird Ihnen zu mühsam und langweilig werden, es abzuschreiben."

„Nein, ich versichere Sie, es wird mir ein Paar Abende hindurch eine höchst angenehme Beschäftigung sein. Lieber Mann! Sie machen sich gewiß eine zu große Vorstellung von der Wichtigkeit dieses Beitrages zu Ihrem Roman. Das Ganze macht drei bis vier beschriebene Bogen. Es könnte bis morgen fertig sein, wenn ich nicht eben wünschte, daß — wie ich früher sagte —"

„Wir sitzen jetzt," unterbrach ihn Wiger, der nur dann für die Gedanken Anderer Aufmerksamkeit zeigte, wenn er selbst keine bei der Hand hatte; „wir sitzen nun hier vollkommen vis-à-vis. Die Götter wissen, ob und wann das bald wieder geschieht. Wenn dieser Dialog in den Roman eingeschaltet werden könnte, o Himmel, wie würde er da von rührenden Stellen und pikanten Witzen überströmen. Passende Citate, z. B.:

Es kann ja nicht Alles so bleiben —

Kotzebue.

Bruder! die Stunde schlägt,
Sie schlägt zum letzten Male —

Pavels oder ein Anderer.

Freunde, bald wandern wir alleine —

Böiesen, glaube ich.

„Allein — Sie sind anderswo mit Ihren Gedanken, werthester Freund! „Ich habe so eben an einen netten Uebergang gedacht."

„Und ich hätte wohl auch Lust zu einem Uebergang," sagte Bache, der nur zum Theil hörte, was der Andere gesagt hatte. „Ich möchte Sie gern um Etwas fragen, so wie auch erklären, warum ich frage, damit es Ihnen nicht einfallen möchte — —, daß ich noch die früheren Launen hätte —"

„Möchte gern — so wie auch — damit — daß — Könnten Sie das nicht kürzer machen? Nicht wahr, Sie fragen, ob ich irgendwoher gehört habe, was aus der Donna del Lago, Susanne, geworden ist?"

Torkild ward nicht wenig überrascht, als er sah, daß man ihm seine Gedanken aus der Seele gelesen; er wollte aber nicht fragen, warum fällt Ihnen gerade Susanne ein? Er ergriff schlechtweg die Hand des jungen Mannes und sagte:

„Sie haben Recht; ich möchte gern wissen —. Da aber Keiner mit mir von ihr spricht, mag man, Gott weiß was, von mir glauben, und ich fühle daher Unlust, diese Frage zu thun, so natürlich sie auch an und für sich ist, und die eigentlich nur dadurch sonderbar wird, daß sie nicht schon längst geschehen ist."

„Ihr Stillschweigen machte es mir zu einer Pflicht der Delicatesse, ebenfalls zu schweigen. Nun aber, da Sie reden, und ich — ja, was zum Henker soll ich sagen — doch, das war keine gute Wendung —; nun ja, ich muß auch schweigen."

„Warum Sie? Das wäre sonderbar."

„Keinesweges. Ich muß aus denselben Gründen

schweigen, wie alle Uebrigen hier auf dem Hofe, weil Keiner weiß, wo sie geblieben ist.“

„Dummes Zeug! — Verzeihen Sie! ich wollte nichts Unhöfliches sagen. Es ist ja aber nicht möglich, daß Niemand wüßte, wohin Susanne gereist ist. Da müßte man doch Etwas gethan, Anstalten getroffen haben.“

„Anfangs glaubte man, sie sei uns, ich meine, Ihnen entgegengereist, als wir uns auf der Rückreise von —“

„Hm! eine sonderbare Idee. Als wir nun aber zurückgekehrt waren? Mein Gott! das ist denn doch zu arg! Sind Sie überzeugt, daß ihre Mutter, Aase Leerbakke, nicht weiß, wo sie ist?“

Der Student referirte ganz genau das kurze Gespräch, das an demselben Tage, als er nach Wallerhaug zurückgekehrt war, zwischen ihm und Mutter Aase stattfand. Wir haben dieses Gespräch schon erzählt und dürfen annehmen, daß der Leser es nicht vergessen hat.

„Was sind dies doch für Geschichten! Gertrud kann doch wahrhaftig nicht Susanne in eine Flasche von Birkenbast gesteckt haben! Es ist nicht anders möglich, als daß entweder Gertrud, oder die Mutter ihr zur Flucht — Gott weiß wohin — behülflich gewesen sind. Mich geht's eigentlich nichts an.“

„Freilich nicht, wenn dem so wäre, daß die Mutter Theil an der Entführung hätte. Sie weiß aber be-

stimmt nichts davon und wundert sich nur über Ihr hartnäckiges Stillschweigen, angenommene Gleichgültigkeit und —“

„In der That! das kann man das Zartgefühl weit getrieben nennen!“ sagte Bache und schüttelte den Kopf. „Wenn wir Bauern so leise vor einander auftreten wollen, wie soll es da erst mit der Etikette unter den Großen werden? — Nun, ich danke Ihnen, daß Sie, gefragt, mir wenigstens noch einige Auskunft gaben. Ich werde heute mit Aase reden. Mein Gott! es ist ja eine schreckliche Geschichte, daß ein junges Mädchen auf einmal aus ihrer Heimath verschwindet, und kein Fuß sich in Bewegung setzt, sie aufzusuchen, kein Mund, um sie zu erforschen!“

Der Student, der weder die Aussicht hatte, seine Kenntnisse in der begonnenen Richtung zu erweitern, noch ein Freund längerer Gespräche über Gegenstände war, die er in seinem Roman doch nicht benutzen konnte, erinnerte seinen Wirth, daß es wohl Zeit sein möchte, Mutter Aase und den Kaffeetisch zu besuchen; dieser stand daher schnell auf, und verwahrte mit größerer Sorgfalt das Conceptbuch seines Vaters, als es in vielen Jahren verwahrt worden war. Die beiden Frauenzimmer hatten auch wirklich über das ungewöhnlich lange Ausbleiben der Herren ihre Köpfe zusammengesteckt. Indessen waren sie einig, die Schuld auf Torkilds schwieriges Schreiben an den vornehmen Juristen in Christiania zu schieben, und glaubten, der Student müsse doch endlich mit seinen vielen Kenntnissen und

Einsichten ein passendes Schreiben zu Stande gebracht haben. Sie wurden daher sehr froh, als sie die beiden Freunde nach vollbrachter Haupt= und Staatsaction zur Ruhe des alltäglichen Lebens zurückkehren sahen, und der lange harrende Kaffee ihren vermeintlichen Fleiß belohnte.

Sechstes Kapitel.

Fräulein Lauterbach.

Indem wir gesonnen sind, unsere Aufmerksamkeit den beiden Abenteurern, Vater und Sohn, bei ihrem Eintritt in fremde Situationen, zuzuwenden, begegnen wir auf einer der Hauptstraßen Christianias einer kleinen Damenfigur, die mit abgemessenen Schritten und grazieuser Haltung, in schwarzem Atlaspelz, seidnem Federhut, und mit einem kleinen, zierlichen Muff auf der linken Hand einherstolzirt. Wir wollen stehen bleiben und sie betrachten. Jeder, der sie sieht, muß stehen bleiben, sie ist wirklich interessant, die kleine Figur. James X, einer von Christianias Dandys, kömmt auf dem andern Trottoir gerade die Straße herauf. Die Dame zu sehen, mit einer grazieusen Bewegung den Hut in einem Bogen zu schwingen, über die Straße zu hüpfen, um ihr sein Compliment zu machen, ist die Sache eines Augenblicks.

„Mein gnädiges Fräulein! sind es die herrlichen Lilien, die der Himmel zu Ihren Füßen gestreut hat, die diese seltene Winterblume hervorlockt?"

„Sie wollen so gern schöne Sachen sagen, James, meistens aber sind sie mißlungen. Wie können Sie doch nur auf den unglücklichen Einfall kommen, mich eine Winterblume zu nennen? Soll das vielleicht eine Artigkeit sein?"

„Im Winter, meine Gnädige, müssen Sie eine Winterblume sein —"

„Zum Frühjahr werde ich also wohl eine primula veris."

„Versteht sich," antwortete X. etwas verdutzt; er krümmte seinen Spazierstock und fuhr fort: „Wann wird man das Vergnügen haben, Sie bei meinem Onkel zu sehen? Erlauben Sie mir eine vertraute Mittheilung?"

„Sehr verbunden, mein Herr! Ihre Mittheilung soll bewahrt werden, wie Sie sie selbst bewahren."

„Sie schelmisches Fräulein! Mit Ihnen ist es wahrlich nicht leicht, seinen Scherz zu treiben. Meine Mittheilung aber ist so reiner, so unschuldiger Natur, daß sie jenen Lilien gleicht. Ich habe heute Morgen einen Bogen Papier auf dem grünen Tisch der Generalin, und auf diesem Papier viele Namen gesehen. Unten steht die Einladung zum Thee und Tanz den 22sten. Unter den Namen sind zwei, die mich besonders interessiren. Qu'en dites vous, Mademoiselle!"

„Ich? kein Wort! Was mich betrifft, danke ich Ihnen jedoch für die Nachricht, to be sure! der zweite

Name ist natürlich der Ihrige; wir werden hoffentlich einen angenehmen Abend zubringen; ich arrangire mich zum Ball. Adieu, kleiner Schelm!" Das Fräulein blinzelte auf die ihr eigene Art mit dem einen Auge, machte einen allerliebsten Knicks und eilte weiter über die flachen, schneebedeckten Quadersteine.

„Guten Morgen, James! Zum Teufel! wonach siehst Du Dich um? Ist Dein Handschuh entzwei?"

„Begegnetest Du Tante Aurora?"

„Allerdings begegnete ich ihr, und unterließ nicht, ihr ein tiefes Compliment zu machen. Die ist's doch wohl nicht, die Deine Gedanken erfüllt?"

„Doch, doch! Sie hat ein verteufeltes Maul. Gott sei dem gnädig, der mit ihr anbindet. Hat doch der giftige Satan mich mit einem einzigen Wort ganz flau gemacht!"

„Laß hören, James, während wir zu Zuwan gehen."

Zuwan wohnte damals bei Lehmann, der Cadettenacademie schräge gegenüber. Während die beiden jungen Herren sich damit unterhalten, das unbedeutende Gespräch zu wiederholen, wollen wir in aller Eile die Dame beschreiben, und dadurch dem Leser einleuchtend machen, was einen James X. in Verlegenheit setzen konnte.

Fräulein von Lauterbach, die von der galanten Clique Tante Aurora genannt wurde, war eine Dame, nahe den Sechzigern. Schön war sie wohl eigentlich nie gewesen; nachdem sie aber das eine Auge und alle ihre Zähne verloren, nachdem die Grübchen in den Wangen sich in Furchen verwandelt hatten, war sie — quantum satis —

häßlich geworden. Was jedoch Verstand, Geschmack, Witz und Ton betrifft, besaß Fräulein Lauterbach unbestritten den Vorzug vor allen Damen ihrer Zeit in Christiania, und vielleicht ebenso richtig, in ganz Norwegen.

Daß wir sie haben pseudonym auftreten lassen, gestehen wir hiemit voraus, so wie auch, daß wir zu deutliche Fingerzeige auf ihre Person vermeiden. Es wird aber kaum fehlen, daß ein Theil der Beaux et Belles in Christiania von den Jahren 1809 bis 1812 dieses in seiner Art merkwürdige Frauenzimmer in ihrem Gedächtniß auffrischen werden.

Ungefähr um die ersterwähnte Zeit sah man sie dann und wann auf der Straße in einem unansehnlichen Anzug. Wer bekümmert sich wohl um ein altes, häßliches Frauenzimmer, das simpel gekleidet ist und keinen bekannten Namen hat. Aber auf einmal traf man sie in den Salons des Reichsstatthalters und Stiftamtmannes, und dadurch öffneten sich dem interessanten und vornehmen Fräulein Lauterbach, wie sich von selbst versteht, mehrere andere Familienhäuser. Sie zeigte sich nun auch in einem geschmackvollen, schwarzen Anzug, von eigenem Schnitt, bisweilen mit Perlen und Brillanten geschmückt. Ihrer Verhältnisse von früherher erwähnte sie nur in unbestimmten Ausdrücken. Das Gerücht wollte wissen, sie habe mehrere Jahre an einem kleineren deutschen Hofe zugebracht, entweder als dame d'honneur, oder als Gouvernante, und sei durch einige kleine Hofkabalen in die Ungnade ihrer durchlauchtigen Herrschaft gefallen. Ihre

dänische oder eigentlich schleswigische Aussprache der dänischen Sprache verrieth, daß sie nicht aus Büchern die Sprache gelernt habe, worin sie sich gewöhnlich und mit ungewöhnlicher Leichtigkeit ausdrückte, ohne ihre deutsche Muttersprache zu verleugnen. Ihr Umgang war eigentlich nicht angenehm, weil sie keine persönliche Liebenswürdigkeit besaß und man gewöhnlich ihre Ueberlegenheit fürchtete. Doch gehörte es bald zum Modeton, sich auf's glatte Eis mit Fräulein Lauterbach zu wagen, und James X. ließ sich öfter in dies Wagestück ein. Bei dem zufälligen Rendezvous, wovon wir so eben erzählten, hatte der Thor den einfältigen Einfall, der alten Dame eine Art Cour zu machen; mit ihrer Art jedoch, Alles erst ironisch aufzunehmen, persiflirte sie ihn hinlänglich, um ihn von einer der jämmerlichsten Unarten gegen eine Dame zu entwöhnen; doch zu entwöhnen ist wohl zuviel gesagt. Fräulein Lauterbach genirte er jedoch nicht mehr auf die obige Weise.

Mit einem feinen zugespitzten Lächeln um die schmalen Lippen setzte die Dame ihren Weg gegen den obern Theil der Stadt fort. Ihr Lächeln war aber flüchtig, wie das der Sonne an einem schneeschwangern Wintertage, indem es von einem bittern Gefühl der Hülflosigkeit verdrängt wurde; und mit immer langsameren Schritten bog das Fräulein in eine enge Gasse hinein, und blieb vor einem alten unansehnlichen, hölzernen Hause stehen. In der Hausthür stand der Eigenthümer, der Goldschmied Lupin, mit ungewöhnlich heitrer Miene, aus der jedoch einige Speculationsfalten hervorguckten.

„Verzeihen Sie, Herr Lupin; ich hätte ein Wort mit Ihnen unter vier Augen zu reden.“

„Sein Sie so gut, Fräulein, und treten Sie näher.“

„Ist Jemand in der Werkstatt oder im Zimmer?“ fragte sie gezwungen. „Ich möchte, wie gesagt, einige Worte mit Ihnen allein reden.“

„Soviel Sie wünschen, Fräulein, ich bin ganz allein.“

„Das letzte Mal, als wir zusammen handelten,“ sagte Fräulein Lauterbach, nachdem sie in's Zimmer getreten, „waren Sie so ungeheuer unbillig, daß ich fest beschloß, es solle das letzte Mal sein, daß ich mich in einen Handel mit Ihnen einließe. Indeß, meine Rimessen sind wieder ausgeblieben, und ich mag meine Freunde mit Anleihen nicht beschweren. Unter meinen Kleinodien habe ich einen Ring, von dem ich mich freilich ungern trenne. Wenn Sie aber nicht gar zu ungereimt sind, könnte ich Ihnen denselben doch vielleicht in aller Stille überlassen. Wie viel zahlen Sie mir für diesen Ring? Sie sehen, es ist ein Brillant vom reinsten Wasser.“

„Sie scherzen wohl; ich bin freilich kein großer Kenner, glauben Sie aber nicht, daß ich nicht eine Rosette von einem Brillanten zu unterscheiden weiß. Ist das Wasser, Fräulein? — Ueberdies, wer kauft Edelsteine hier in unserer unangesehenen Stadt? Ich kann ihn nicht absetzen.“

„Meine Zitternadel bekamen Sie doch recht gut be-

zahlt. Die Baronesse Lil— trägt sie bei jedem Fest! Für jede Mark, die Sie mir gaben, hat sie sicher Thaler bezahlt."

„Ei, ei, sie erhielt sie gewiß für einen Spottpreis. Ich bin es übrigens nicht, der ihr dieselbe verkauft hat. Ich verkaufte sie mit einem halben Thaler Gewinn einem fremden Galanteriehändler, und was er verdient haben mag, kann mir keine Freude gewähren. Nein, Fräulein, den Werth des Goldes will ich Ihnen bezahlen. Erlauben Sie, daß ich den Stein aus seiner Einfassung nehme und den Ring wäge? Selbst habe ich nicht so viel Geld; ich muß es erst bei meinem Nachbar leihen."

„Und Sie wollen mir nicht das Geringste für den Edelstein geben?"

„Liebes Fräulein! wie können Sie glauben, daß ein armer Goldschmied, der Gott für sein tägliches, kärgliches Brot dankt, Gott verzeih' mir! es ist ja eine große Undankbarkeit, Etwas karg zu nennen, das von oben kömmt. Er thut seine milde Hand auf, und sättigt Alle mit seinem Segen. — Aber —"

„Nun denn, wägen Sie den Ring, gewissenloser Mensch!"

„Gewissenlos? Sie versündigen sich gegen einen ehrlichen Mann." — Der Handel wurde für einige wenige Thaler geschlossen. Mit Anstrengung hielt Fräulein Lauterbach ihre Thränen zurück, und nahm einen erzwungenen gleichgültigen Ton an, indem sie das Tuch dichter über die Schultern zog und im Begriff stand, den Betrüger zu verlassen. Er versprach, binnen einer Stunde

den Ring bei ihr abzuholen — sobald nämlich der gute Nachbar ihm so viel Geld würde vorgestreckt haben.

„Ja, kommen Sie recht bald, Lupin. Ich soll nach einer Stunde mehrere Visiten machen. Sie haben wohl nicht vergessen, wo ich wohne?"

„Bei der Madame Nagel auf der Citadelle, wie früher; nicht wahr, Fräulein? Werde nicht ermangeln, mich pflichtschuldig binnen einer Stunde einzufinden, ja innerhalb einer halben Stunde, wenn der Herr mir Leben und Gesundheit schenkt; denn Alles steht ja in seiner Hand."

„Adieu, Herr Lupin!"

Die alte Dame nahm ihren Weg zur Citadelle, blieb bei einem recht niedlichen, weiß angestrichenen Hause von zwei Stockwerken stehen und klingelte. — Madame Nagel öffnete selbst die Thür, und schlug sie heftig wieder zu, nachdem das Fräulein eingetreten war.

„Ist Jemand hier gewesen, Madame?" fragte sie.

„Nur ein Paar alte Bekannte, Fräulein; die Bäckerdirne wegen der Paar Schillinge, die —"

„Ach Du lieber Gott! welch' ein Laufen! Ich habe ja gesagt — — Sonst Nichts?"

„Ja, der Schusterjunge mit der alten Rechnung. Peter Rasmussen hat sagen lassen, Sie könnten heute den Wagen nicht bekommen, ehe er nicht seine Wagenmiethe vom Herbst her erhielte."

„Es scheint, als ob Sie recht ein Vergnügen darin finden, mir diese Nachrichten mitzutheilen, Madame

Nagel. Sie wissen vielleicht auch, daß Sie mir heute willkommen sind? Es trifft gerade ganz gelegen, daß ich eben in dem Augenblick an meine kleinen Schulden erinnert werde, wo ich gesonnen bin, sie abzumachen. Wenn ich nun meine Hausmiethe hinzufüge, und ein Paar Rechnungen für Handschuhe, Bänder und ein Pfund Thee, so habe ich Gottlob das Ganze auf einem Bret."

„Auf einem Bret! Ja, wozu kann das helfen?" antwortete die Frau spöttisch.

„Das kann dazu helfen, daß ich desto eher diese zudringlichen Personen los werde, die sich der Umstände bedienen, um sich für ihren eignen niedrigen Standpunct im bürgerlichen Leben gewissermaßen zu rächen. Die Rimesse, die ich so lange erwartet habe, ist endlich gekommen. Nun werde ich Ihnen Ihre Forderung bezahlen."

„Nun, nun, das hat eben keine so große Eile! nicht, als ob nicht das Geld Allen und Jedem willkommen wäre; allein — — wollen Sie nicht im äußern Zimmer ablegen?" — Geschäftig öffnete Madame Nagel die Thür eines recht niedlichen Eckzimmers, dessen lichte Tapeten, moderne Möbeln und lange Gardinen einen angenehmen Eindruck machten. Fräulein Lauterbach hing Pelz, Hut und Shawl über einen Stuhl, steckte einige alte Visitenkarten längs dem Spiegelrahmen in eine andere Ordnung und legte ein Paar Bücher im Fenster bei Seite.

„Sein Sie nicht ungehalten auf mich, Fräulein.

Ich wußte ja wohl, daß, wenn Sie Geld bekämen, wir Andern auch das Unsrige erhalten würden. Das habe ich jeden Tag dem Lumpengesindel gesagt, das alle Augenblicke die Thür einläuft." Das Fräulein nahm keine Notiz von dem versöhnenden Geplapper ihrer Wirthin, sondern verließ das Zimmer, wo es ihr nur gestattet war, Visiten zu empfangen, und als Zeichen ihres Besitzthums ihren Shawl über einen Stuhl zu hängen. Das Zimmer war übrigens das vornehmste, oder eigentlich das Prachtzimmer der Madame Nagel. Diese Frau, da wir nun einmal ihr Haus betreten haben, dürfte in möglichster Kürze präsentirt werden. Ihr Aeußeres gleicht an Werktagen dem eines Waschweibes, und des Sonntags einer Damenkarikatur.

Aber wir müssen wohl das Fräulein Lauterbach aufsuchen, die sich in ihr inneres Zimmer, das heißt, in ihr armseliges, kleines Kämmerlein begeben hat. Es verdiente den Namen eines Zimmers nicht, wenn nicht ein Schiffsofen seinen Platz in der einen Ecke gehabt hätte. In der andern stand das Bett des Fräuleins, und zwischen beiden unter dem Fenster ihr Arbeitstisch nebst einem Lehnstuhl. Die entgegengesetzte Wand trennte diese dürftige Wohnung von einem offenen Gang. Ein alter Schrank, ein blauangestrichenes C-Clavier und eine Commode nahmen die Wand ein bis zur schmalen, kleinen Thür, die zum Gang hinausführte. Sobald das Fräulein eingetreten war und die Thür zugeriegelt hatte, ging sie zum Schrank und nahm ihr Frühstück heraus. Es war keineswegs überflüssig, und bestand aus einer

Tasse kalten Thees, die noch vom Morgen her stand, einer Schnitte trocknen Brotes, endlich einem guten Apfel, den sie in Streifen schnitt. Das ganze Geschäft, das vor dem Schrank stattfand, nahm kaum eine Viertelstunde weg. Tassen und Messer wurden sorgfältig gereinigt und genau an den vorigen Ort gestellt. Nun nahm sie Platz im Lehnstuhl an dem oben erwähnten Arbeitstisch.

„Es will nicht gehen!" sagte sie zu sich selbst und legte ihr Nähzeug bei Seite. „Die Nadel fesselt unsere Gedanken nicht, oder doch wenigstens nur einen kleinen Theil derselben. Ich will mich auf einige Augenblicke nach Paris versetzen." — Sie stand auf und öffnete wieder den Schrank, der ihr nicht nur zur Speisekammer, sondern auch zur Bibliothek diente. Unter mehreren Bänden ergriff sie, ohne zu suchen, Merciers tableaux de Paris, und nahm mit dem Buch in der Hand wieder am Tische Platz. La connaissance des hommes et des choses s'apprend mieux dans un cercle, que dans les meilleurs livres. „Meinen Sie das, Herr Mercier? Gewiß kann nichts die Erfahrung aufwiegen, wenn ich die Gabe besitze, sie zu machen. Dies Vermögen soll aber geweckt, gestärkt werden, es muß Elasticität erhalten, — und diese Wirkungen können nur durch Lectüre, durch Theorie hervorgebracht werden; sei es nun, durch's Buch allein, oder dadurch, daß der Lehrer an dessen Stelle tritt. Man spricht von dem scharfen Blick der Erfahrung, was ist dieser jedoch gegen den Adlerblick des überlegenen Geistes! Wer beurtheilt Pompeji? Die

Wache, die täglich in den aufgegrabenen Straßen auf- und abschreitet — oder der gelehrte Engländer — der — ja der hinunter steigt; denn von den Prachtwerken allein — doch, doch!" Die alte Dame kreuzte die Arme und ihre bewegliche Gedankenreihe schwang sich pendelartig zwischen Theorie und Erfahrung. Armuth und Aergerniß, der ausbleibende Goldschmied, selbst die rauhe Kälte des Zimmers war vergessen. „Da sagt nun Göthe an einer gewissen Stelle — ei, die muß ich nachschlagen!" Mit leichten Schritten trippelte sie zum Schrank, und fand nach einigem Suchen, was sie wollte:

„In uns liegt die Welt. Wir brauchen nur unser Inneres zu entfalten, um sie zu fassen. Denn was nicht schon in uns liegt, das können wir uns durch keine Empirie zueignen."

„Ja, ja! Aber warum sind die geistreichsten Verfasser dennoch verlegene Klötze neben einem luftigen Hofmann? Hm! das ist leicht zu erklären. Es war nicht ihre Tendenz, sich selbst zu Weltmännern zu bilden. Ich wollte wünschen, daß ich meine Prinzessinnen jetzt hier hätte. Alles sollte auf die entgegengesetzte Art genommen werden. Von innen, von innen heraus! sollten sie gebildet werden. Anstatt schwerfällige Wissenschaften in ihren Gehirnkasten zu pfropfen, sollten sie die Ausbeute Alles dessen erhalten, was ihre Lehrer wüßten und gelesen hätten; blumenleicht, federleicht, Alles zum Behuf ihrer Stellung im Leben, und ihrer Umgebungen, versteht sich. Aber was thut man? So unnöthig, wie Griechisch für

den Juristen, oder Hebräisch für den Mediciner, ist der wissenschaftliche Unterricht für eine Weltdame. O, ich würde —"

Es klingelte an der äußeren Stubenthüre, und plötzlich war sie aus ihren Betrachtungen, deren Gang wir nur so ungefähr bezeichnet haben.

„Es wird der Jude sein. Er soll denn auch diesen Ring haben. Und wenn nun die beiden letzten Stücke dazu kommen, was thust Du dann, Emerenze? Dann heißt es, den Muth haben, bei den Vornehmen zu betteln, oder — frei zu sein! mors ultima linea rerum est." Nun ordnete die Dame ihren Kopfputz vor dem kleinen Spiegel über dem Clavier, ging in's Zimmer hinaus und ließ den Harrenden herein.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie über die Zeit warten ließ. Erst aber war mir bange, daß ich ein Versehen beim Wägen begangen haben könnte; denn man kann nie zu vorsichtig sein. Die Goldwage ist zarter Natur, es ist zum Sprichwort geworden, auf einer Goldwage zu wägen."

„So! ich verstehe Sie, und Sie fanden wohl, daß Sie mir noch zu viel geboten hätten —"

„Gott steh' mir bei, Fräulein! Wie können Sie das glauben? Wenn es mein Verlust wäre — dann — dann würde ich nicht um Alles in der Welt davon reden. Doch nein, hier kann ich, Gott sei für seine Gnade gelobt, mit Jacobs Söhnen sagen: „Wir sind redlich." Sie erhalten noch 3 Thaler über."

„Ei, Herr Lupin! Wie ist Ihnen? Sie reden

irre! Ich nahm den Ring ja mit mir. Wie konnten Sie ihn also umwägen?"

„Ach mein gutes Fräulein! Es ist wunderbar mit den Instrumenten, die man Balancen nennt. Man kann Alles ganz genau nach Karat und Gran abwägen, und doch ist es nicht immer einerlei, an welcher Stange die eine oder andere Wagschale hangt. Bisweilen ist es gut, die Schalen umzuwechseln; und nun nahm ich also die Schalen — ich meine, nun nahm ich die Balance und wog das Gewicht um —"

„Und da fanden Sie denn, daß ich 3 Thaler mehr haben sollte? Das war eine herrliche Entdeckung."

„Nicht wahr, Fräulein? Haben Sie die Güte! hier ist das Geld, lauter neue, schöne Zettel. Belieben Sie gefälligst zu zählen." Kaum war der Ring abgeliefert und Fräulein Lauterbach im Besitz ihres Geldes, als sie dem Herrn bedeutete, daß seine Balance falsch sei und ungleiche Armstangen habe, wenn er wirklich einen Unterschied beim Umtauschen der Wagschalen gefunden hätte. Sie ersuchte ihn, sich nicht öfter in seiner Einfalt solche Blößen zu geben, da es ihm sonst übel ergehen könne.

„Ihre Kenntnisse und Einsichten in sowohl menschlichen, als göttlichen Dingen, mein Fräulein, stellt Sie über andere Menschen. Ich habe übrigens eine Waage, an der kein Fehl, nicht einmal von der Größe eines Rostfleckens, haftet; Gott bewahre mich vor der sowohl menschlichen, als göttlichen Gerechtigkeit! Allein in meiner Einfalt, das gestehe ich ein, ergriff ich diesen Ausweg,

um, wie ich glaubte, auf eine gute Art Ihnen einzuhändigen, was Ihnen zukömmt. Denn ich hatte wirklich einen Rechnungsfehler, kein Versehen beim Wägen begangen."

„Lassen Sie das nun gut sein, Herr Lupin. Diese Paar Thaler kommen mir wohl zu statten, und ich muß es wohl zu schätzen wissen, daß Sie ganz freiwillig" —

„Himmlischer Vater! alle Juden sind ja keine Goldschmiede; ich wollte sagen: alle Goldschmiede sind ja keine Juden. — Ach! gnädiges Fräulein! Wenn ich Ihnen mein Herz aufthun dürfte! — Ihre große Weisheit! In gewisser Rücksicht; — aber nein, meine Wenigkeit und Ihre —"

Dem Fräulein ward plötzlich bange. Sie glaubte, der Mann sei verrückt geworden — und daß er um sie anhalten wollte. — Sie faßte sich jedoch gleich, nahm Platz näher an der Thür und bat ihn, sich zu erklären.

„Es sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mehrere Naturbegebenheiten und Naturschilderungen in unserer Familie vorgefallen; und die wunderbare Schickung des Himmels hat Einigen unter uns wahre Wunderwerke erzeigt; ich muß gestehen, daß mein Vetter, Christian Lupin, den größten Beweis davon gehabt, welchen Segen der Herr dem Fischerhandwerk gespendet hat."

Während einer Pause, in der der Goldschmied vom Fußboden aufblickte, ward er gewahr, daß Fräulein Lauterbach, weit entfernt, seinen Unsinn zu bewundern, oder

Gefallen daran zu finden, die Hand an den Thürgriff gelegt hatte.

„Vielleicht,“ fügte er erschrocken hinzu, „komme ich zu ungelegener Zeit. Ach, nun weiß ich, Sie wollten Visiten machen. Nun, wenn Sie mir ein andermal erlauben wollen —?“

„Nein, nein!“ erwiderte die Dame und raffte ihren Muth zusammen, „haben Sie Etwas, worin ich Ihnen rathen kann, so haben Sie die Güte, in möglichster Kürze — — denn ich sollte allerdings —“

Lupin fing in einem andern, weniger weitschweifigen Vortrage an zu erzählen, wie sein Vetter, früher Inhaber einer Fischerei und nun Capitalist, gesonnen sei, sich nebst seiner schönen Tochter Rosine in Christiania niederzulassen, und daß diese, in der kürzesten Zeit und ohne der Controlle des Publikums ausgesetzt zu sein, einzuholen wünsche, was sie in ihrer Kindheit und frühesten Jugend dort oben am Nordcap versäumt habe. — Herr Lupin, der seinen Vetter wie einen Bruder, Rosine folglich wie eine Nichte liebe, wünsche so außerordentlich gern, diesen reellen und genereusen Menschen mit Rath und That beizuspringen. Da er nun nicht wüßte, wie er es anfangen sollte, dem jungen, reichen Mädchen eine Erzieherin zu verschaffen, so wage er es, das gnädige Fräulein zu fragen, ob Jemand ihr bekannt sei, welche die nöthigen Eigenschaften besitze u. s. w.

Das Fräulein horchte seiner Darstellung mit gespannter Aufmerksamkeit, und wenn der Leser nicht jenen Monolog übergangen hat, der Lupins Ankunft vorherging,

wird er vermuthlich einsehen, daß Nichts, nein Nichts dem Fräulein Lauterbach gelegner kommen konnte, als diese Veranlassung, eine neue Unterrichtsmethode zu versuchen, und ihr überdies eine glücklichere Existenz, wenigstens auf ein Paar Jahre zu verschaffen.

Das Geheimniß, das hiebei beobachtet werden sollte, war unserm alten Fräulein ebenfalls sehr lieb, indem es sie genirt haben würde, wenn man erführe, sie gebe sich damit ab, die Tochter eines Gutsbesitzers von den Nordlanden zu unterrichten.

„Falls ich Ihnen einen guten Rath in dieser Sache geben soll, Lupin, muß ich das Mädchen erst gesehen und mit ihr gesprochen haben. Dann müßte ich auch wissen, welchen Zweck man mit ihrer Bildung hat.“

„Ohne Maaß und Schranken, gnädiges Fräulein! Sie hat eine solche Sehnsucht, den vornehmsten Damen der Welt zu gleichen, sowohl von innen als von außen, daß ich zu Gott über den weltlichen Sinn seufze, der seine Wohnstatt in ihrem Herzen aufgeschlagen hat. Sie will, Gott steh' mir bei! Französisch und Spitzenklöppeln lernen.“

„Ha, ha, ha! will sie Klöppeln lernen?“

„Ja, so sagte sie diesen Morgen.“

„Das wäre vielleicht leichter, als Französisch. Ihr Vater aber, will er wirklich Alles darauf wenden, was erforderlich wäre, um — —“

„Ja, Alles, gnädiges Fräulein. Er ist steinreich und hat nicht mehr, als dieses Kind. Selbst ist er irdischer, ja leider sehr irdischer Sinnesart. Doch klebt er

nicht an dem Mammon, o nein! er hat mehr als genug; dagegen liebt er andern weltlichen Tand, ein üppiges Leben und prächtige Kleider. Ich liebe ihn aufrichtig; seit der kurzen Zeit, daß er hier in der Stadt wohnt, hat er sich schon sehr freigebig gegen mich bewiesen, und mit seinem Beistande kann ich den Tag erleben, wo ich den ersten Laden in der Stadt habe — wenn's Gottes Wille ist, sonst wünsche ich lieber in meinen dürftigen Umständen zu bleiben."

„Wo wohnt der Mann? Hat er eignes Hauswesen?"

„Hauswesen? — aha! nun verstehe ich! Nein! noch hat er kein Haus gekauft, er wohnt zur Miethe in des Hutmachers leerem Hause, dicht neben mir an. — Ach, Fräulein! die armen, guten Menschen! Sie leben wie Maulwürfe, indem sie so gern erst ein wenig Lebensart besitzen möchten, nach ihrem vieljährigen Aufenthalt unter Finnen und Lappländern. Kein Dienstmädchen — ich muß ihnen heimlich Alles verschaffen, bloß weil — — aber, bestes Fräulein! ich habe Ihnen Alles dieses in meiner Einfalt und mit frommem Zutrauen erzählt; ich ersuche Sie jedoch um Verschwiegenheit in jeder Rücksicht."

„Hier meine Hand und mein Wort, Lupin. Von mir soll keine Silbe kommen, die das Geheimniß Ihres Vetters verrathen könnte. In dieser Brust sind wichtigere Dinge wohl verwahrt gewesen. Ich fühle großes Interesse für diese Menschen; es muß dem Mädchen Ernst sein mit ihrer Lust zur Bildung, da sie es vorgezogen hat, sich einzusperren, oder —" fuhr das Fräulein nach

einer Pause fort — „sie muß verzweifelt ungebildet sein. Senden Sie Ihre Mamsell Nichte diesen Nachmittag zu mir herauf. Ich muß durchaus ihre Bekanntschaft machen. Wollen Sie sie heute Nachmittag in der Dämmerung herbegleiten?"

„Gott segne Sie, gnädiges Fräulein! Ihre Herablassung wälzt einen schweren Stein von meinem Herzen. Ich glaube — ich glaube — es wohnt etwas Hohes und Feines in dieser Rosine, wenn es nur Gelegenheit bekommen kann, hervorgelockt zu werden. Ich empfehle mich Ihrem günstigen Andenken, mein Fräulein. Ich werde zur bestimmten Zeit hier sein."

Siebentes Kapitel.

Der Capitalist und seine Tochter.

Einige Monate später, oder, um einen bestimmten Zeitpunct anzugeben, am Weihnachtsabend, saß Herr Christian Lupin in der Morgenstunde mit vornehmer Gleichgültigkeit im Divan; vor ihm stand eine Comtoirtasse Kaffee und auf dem grünen Tischteppich lag eine Handvoll Backwerk lose hingeworfen. Es befanden sich mehrfache Spuren von flüssigen Sachen auf dem, vor Kurzem erst, neuen und eleganten Teppich, auf dem übrigens eine Bierflasche, ein Bierglas, ein geöffnetes Packet Tabak und ein Haufen Zeitungen paradirten. Herr Lupin trug einen geblümten, seidenen Schlafrock, ein Paar Pantoffeln von Saffian und eine elegante Halsbinde. Zu diesem Morgenstaat paßten nicht recht die schmuzige Nachtmütze, seine ungewaschenen Hände und das Gesicht. Besonders stachen die langen Nägel mit ihrer schwarzen Unterlage grell gegen die feinen kammer-

tuchenen Hemdkrausen ab, die aus den weiten Aermeln des Schlafrocks hervorsteckten.

Lupin gegenüber stand ein leerer Stuhl am Tische und im andern Ende des Zimmers befand sich ein Diener in Livrée, und sah zur Hälfte über einen Tisch gelehnt, zum Fenster hinaus.

„Na, Lauritz! hast Du Esel nicht bald genug gesehen! Ist das Lebensart, Deinem Herrn den Rücken zuzukehren?“

„Verzeihen der Herr! Ich sah nach Jacobsen. Er bleibt heute lange aus, und der Herr werden nicht heiter, ehe er kömmt.“

„Ha, ha, ha! das wäre möglich, Du! Das geht Dir aber nichts an. Besser, Du wärest flink und fragtest, „darf ich dem Herrn noch eine Tasse einschenken?“ — Nein, nein, ich will nicht mehr! Du sollst aber nicht erst warten, bis man mehr verlangt, verstehst Du? Nimm nur ab!“

Lauritz machte heimlich eine Grimmasse und trug den Kaffee hinaus.

„Belieben der Herr nicht ein Glas Bier, oder soll ich Flasche und Glas auch wegnehmen?“

„Versteht sich, wie kannst Du fragen? Trinke ich wohl je anders Bier, als wenn ich aufstehe, Du Dorschgesicht? Nimm das Backwerk mit und trage das Frühstück auf.“

„A—ha!“ gähnte der reiche Mann und erhob sich langsam und träge von den Polstern. „Es taugt nichts, so lange aufzusitzen bei den Kartenblättern und diesem

Nachtgesöff. Man wird so schwer davon den Tag nachher. Aber was, zum Teufel! soll ich anders thun? Es ging nicht anders die andern Abende, es geht nicht anders heute und die folgenden. „So leben wir alle Tage! heißt es. Ja! heute Abend wird's lustig zugehen. Ich möchte wohl wissen, ob Susanne ausgelernt hat.“ — Lauritz trat ins Zimmer und meldete den Kaufmann Grundt.

„Wer ist das, Lauritz? riecht er vornehm, he?“

„Nein, bewahre! er riecht nach etwas ganz Anderm, Herr. Er hat eine ganze Ladung Colonialwaaren verloren.“

„Gut, gut! Laß ihn hereinkommen. Guten Morgen, guten Morgen, Herr Grundt! Haben Sie die Güte und setzen Sie sich! Wir haben schöne Bahn diesen Winter. — Danke, danke! ich habe selbst Schnupftabak. Lauritz! gib mir die silberne Dose mal her!“

„Warum ich Sie eigentlich bitten wollte, Herr Lupin — dürfte ich Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen ersuchen? —“

„O ja, recht gern. Geh' hinaus, Lauritz; geh' aber nicht zuweit weg.“ Grundt machte eine Menge Entschuldigungen, weil er ohne persönliche Bekanntschaft, aber — — u. s. w. um eine nicht ganz unbedeutende Anleihe gegen reelle Sicherheit bäte.

„Das ist Alles recht schön! Wie aber können Sie anders als caput gehn bei dem Handel? Eau de Cologne! Ist's nicht so?“

„Nun zwischen andern Waaren, warum nicht? das macht weder mehr, noch weniger aus, und übrigens ist das eine ganz verkäufliche Waare.“

„Mag sein; aber Sie haben ja eine ganze Ladung Eau de Cologne verloren? So hat man mir erzählt.“ Als die Sache sich aufklärte, ärgerte Lupin sich über seinen Mißgriff, und die Folge war, daß der Mann mit einem kurzen Nein abgefertigt wurde. Mißmuthig verließ er das Zimmer, durch dessen Thür in demselben Augenblick Grossirer Röller hereintrat.

„Guten Morgen, Bruder! Ich komme, Dich zu fragen, ob Du bei mir, das heißt, bei meiner alten Haushälterin frühstücken willst, oder ob wir hier zu Hause bei Dir einem der Langhälse in den französischen Kasten köpfen sollen? Es kömmt ganz auf Dich an.“

„Es ist noch ein wenig früh, ich habe die Glieder noch nicht recht gestreckt. Kannst Du nicht noch eine oder zwei Stunden warten? Dann hab' ich den Bart abgekratzt und einen Rock übergeworfen.“

„Wie Du willst. Kömmst Du dann hinüber, oder wär' es vielleicht eben so gut hier?“

„Ja, ja! Komm' lieber her! Hier versammeln sich immer einige fidele Brüder!“

„Gut, gut! Nach einer Stunde also. Lebewohl so lange! Donner und Wetter! da fällt mir der abgelaufene Wechsel ein! Ach Du, Lupin! Leihe mir auf einige Tage 400 Thaler! Ich habe sie ja immer bereit, aber sie stehen in meinen Büchern.“

„Auf welcher Seite?“ fragte Lupin mit einem schlauen Lächeln.

„Bravo! bravo! der Einfall war gut! Du alter, witziger Kauz! Es wäre Schade, wenn er begraben würde; nein, herum soll er, glaub' mir's, wir wollen ihn zum Frühstück auftischen. Ich leide freilich selbst bei diesem Scherz, das kann aber nicht helfen. Ha, ha, ha! Du bist Doch ein Höllenkerl, Du Lupin; immer eine Antwort bei der Hand, als ob der Satan hinter Deinem Rücken stände und Dir seine Leckerbissen in die Feder dictirte. Jedoch — Scherz bei Seite, Du mußt mir die 400 Thaler leihen. Für die vorigen hab' ich Dir keinen Empfangschein gegeben, nun kann ich's auf einmal abthun, und Du kannst sie auf einmal zurück erhalten.“

„Ich muß wohl damit heraus; sie sollen bereit liegen, wenn Du wiederkömmst.“

„Gib mir sie lieber gleich! Es ist so gut, daß alle Geschäfte beseitigt sind, wenn man frühstücken soll.“

Lupin mußte, obgleich er ein wenig die Nase rümpfte, in sein Allerheiligstes hineingehen, wo die Schatulle dicht neben dem Bette stand. Er öffnete eilig die Klappe, zog eine Schieblade heraus, und griff mit der Hand hinein. „Potz Donner und Granaten, das ist verteufelt schnell gegangen. Vor nicht vielen Tagen lag es hier voll. — Ja, Du lieber Gott — — nun, die 400 werden da wohl noch sein, und dann muß ich wieder nach Jonas schicken. Es wird ihm auch sauer, dem armen Teufel, bis die Umsetzung im Auslande erst recht in Schwung kömmt.“

Nachdem Lupin das verlangte Geld herausgenommen, verschloß er die Schatulle, warf unwillkührlich einen Blick auf die Bettfüße, die auf einem Fußteppich standen, und ging darauf wieder zu seinem intimen Freund und Bewunderer, dem Grossirer, hinaus.

Nur dieser gleichsam zufällige Blick hält uns einen Augenblick in dem schmuzigen und dumpfen Schlafzimmer zurück. Er betraf nämlich den Schöpfer von des vormaligen Simen Leerbakkes nunmehrigem Schlaraffenleben — den großen Schatz, der jedem verdächtigen Auge verborgen, in einem kleinen, trocknen Keller unter der Diele lag, auf der die Bettstelle stand. Nur am späten Abend, wenn alle Thüren und Fenster dicht verschlossen waren, wagte es der reiche Mann, das Bett auf die Seite zu schieben, den Teppich aufzurollen und in sein Sanctuarium hinabzusteigen, um eine Handvoll Gold zu holen, das durch den grundehrlichen Bürger und Goldschmied, den Vetter Jonas Lupin, gewissenhaft in Papiergeld verwandelt wurde. Wie es der früher so dürftige Gold- und Silberarbeiter machte, ohne Aufsehen ziemlich oft und bedeutend von diesem Metalle umzusetzen, und zwar zu einer Zeit, als Christiania eine unbedeutende Stadt war — — das wissen wir nicht. Indeß — man pflegt immer Freunde und Beistand zu finden, wenn jeder Freundschaftsdienst bezahlt wird.

Täglich erwartete man den jungen Anton Lupin, den hoffnungsvollen Sohn des Goldschmieds, aus Copenhagen, wo er sich zur Ausbildung seiner Kunst aufgehalten hatte. Er hatte heimliche Ordre, eine Uebereinkunft mit

einem Juden über die successive Umsetzung des Goldes zu treffen. Denn Simen, oder, wie ich sagen wollte, Christian Lupin, konnte nicht begreifen, daß er Alles hätte umsetzen und bei einer Bank hätte deponiren sollen; und schwerlich gab der Vetter ihm einensolchen Rath.

„Wollen Sie sich nicht rasiren?“ fragte Lauritz, als Nöller nebst den 400 Thalern gegangen war.

„Ja, setze das Wasser her und setze eine Stütze unter den kleinen Spiegel! Du mußt nie verlegen sein, Lauritz.“ Mit diesen Worten setzte unser Matador sich auf seinen gewöhnlichen Platz, und der Divantisch ward in einen Toilettentisch verwandelt, keinesweges zum Vortheil des Teppichs. Er saß mitten in der Arbeit, als Jacobsen hereintrat. Ein zierlicher, kleiner Herr! Ein schwarzer Leibrock, chocoladefarbene Beinkleider, blanke Stiefel mit braunlackirten Stulpen, ein dünnes Rohr in der Hand, ein Glacéhandschuh an der linken Hand, eine Lorgnette an einer bunten Seidenschnur auf die Brust herabhangend — machten den Anzug des nicht mehr jungen Studiosen aus. Doch muß hinzugefügt werden, daß der Rock nur durch sorgfältiges Bürsten passabel ward, daß die Beinkleider durch Färbung und Verkürzung aus alten Pantalons neue Kniehosen geworden waren, daß mancher Riß in den Stiefeln sich unter der glänzenden Wichse verbarg, und daß sein einer Handschuh wirklich — sein einziger war. — Nun wohl! Armuth macht Keinem Schande; und es verdient öfter Lob als Tadel, daß der Arme, wie man sagt, die Ohren steif hält. Wollen wir das Costüme lassen und den Mann selbst betrachten. —

Sein Gesicht, länglicht und mager, war ziemlich nichtssagend, zeigte aber fast immer ein süßes Lächeln; der Kopf, ziemlich sparsam mit röthlichen Haaren bedeckt, bewegte sich während des Gesprächs unter der zusammengesetzten Linie, worin ein Gänsekopf sich zu bewegen pflegt. Seine Rede war langsam und vorsichtig, reich an Verzierungen und Phrasen. Es ist wahr, wir haben noch nichts vom Geschäft des Herrn Jacobsen erwähnt. Er bereitete Schuhwichse und Dinte, schlechtes Siegellack, verkaufte Landkarten, schrieb Briefe für Andere an den lieben Vater, den lieben Sohn, die liebe Schwester, und war seit 14 Tagen unter dem Namen eines Lectors das Factotum bei Christian Lupin geworden.

„Er kömmt aber auch verdammt spät, Mensch. Er versprach, die Zeitungen heute ganz früh zu lesen.“

„Liebster, bester Herr Lupin! Wenn Sie wüßten —“

„Halt' Er's Maul und lese Er etwas aus den Zeitungen vor, was des Redens werth ist. — Ha — Er macht ein langes Gesicht nach dem Frühstück. Na — heute bekömmt Er eine lange Nase. Es ist Alles aufgegessen; Er muß ohne Frühstück lesen. Gotts Wetter, wie Er den Kopf hangen läßt. Na, na, tröst' Er sich nur. Um eine halbe Stunde oder so ungefähr kömmt warmes Frühstück. Nöller kömmt her und bringt wohl noch Einen mit. Ich werde mich nur ein wenig in Galla werfen; unterdessen kann Er lesen, Lictor.“

„Wenn mein edler Gönner es erlaubt, werde ich Ihnen mündlich den wesentlichen Inhalt der Tageszeitung

mittheilen, die ich in dieser Absicht genau durchlas, ehe ich herging.“

„Das war, straf' mich, recht! Dann brauch' ich nicht erst darauf zu warten, daß Er sucht, findet, stammelt und rülpst.“

Der Lictor, wie Herr Lupin ihn nannte, vollzog den Befehl seines Patrons und erzählte allerlei unerhebliche Berichte von gekrönten Häuptern, Wettrennen, Feuersbrünsten u. s. w., wie es nach seinem Geschmack war. Unterdessen war dieser mit seinem Anzug fertig geworden, und sah recht großmächtig aus im feinen blauen Rock mit blauen Knöpfen, einer geblümten Sammetweste und hellen Beinkleidern. Lauritz hatte das Frühstück in einem anstoßenden Zimmer aufgetischt, und bald verkündeten laute Stimmen draußen, daß eine lustige Gesellschaft von Schmarozern angelangt sei.

Wir wollen mit des Lesers Erlaubniß einige Zeit auf dem Lande, nämlich auf —bek, kaum eine Meile von Christiania, zubringen, wo Fräulein Lauterbach zur großen Verwunderung ihrer sowohl vornehmen, als nicht vornehmen Bekannten Zimmer gemiethet hatte und einen Haushalt führte. Daß eine junge Dame bei ihr wohnte, ward gar nicht geheim gehalten; dagegen sprach man von ihrem Verhältniß zum Fräulein in allerlei verblümten Ausdrücken, und man nahm allgemeinan, daß die alte Dame nun in den Stand gesetzt worden sei, sich etwas zu pflegen und eine Hausmamsell angenommen habe.

So pünktlich das Fräulein sonst die Forderungen der Etikette erfüllte, hatte sie nichts desto weniger bei ihrer

Abreise von der Stadt versäumt, Visiten abzustatten, und daher hielt sich Keiner verpflichtet, sich um ihren Aufenthalt auf dem Lande zu bekümmern.

Es ist Morgen, derselbe Morgen, an dem Herr Lupin seinem Freunde Nöller Geld und Frühstück gab. Die Einheit des Raumes aufopfernd, haben wir die der Zeit beibehalten, es ist uns sogar wie Oehlenschläger in seiner „Ludlams Höhle" gegangen, wir gehen ein wenig zurück. — Der Tag ist so eben angebrochen. Fräulein Lauterbach sitzt in einem kleinen Sopha, mit dem gedeckten Theetisch vor sich, und in einer niedlichen Morgentracht tritt eine junge, hübsche Dame herein. Nach dem ersten Gruß an der Thür tritt sie mit Grazie näher und wiederholt ihr Compliment. Das Fräulein erwiedert es eben so zierlich, vielleicht noch mehr correct.

„Sie sind mir sehr willkommen heute, Mamsell Lupin; Sie sind mir, wie Sie wissen, immer willkommen."

„Sehr verbunden, liebes Fräulein."

„Das war gut; nun fielen Sie richtig ein. — Man sehnt sich aber nicht immer in gleichem Maße nach seinen Freunden. Heute wollte ich gerade so gern mit Ihnen sprechen."

„Und ich, Fräulein, habe schon so lange Lust gehabt, Sie zu besuchen, daß ich gerade heute derselben nicht länger widerstehen konnte. — Ging dies an?"

„O ja; ein wenig steif vielleicht. Sie hätten lieber sagen können: es freut mich doppelt, weil gerade eben

solche Sehnsucht mich heute hergeführt hat. Belieben Sie doch Platz zu nehmen."

Das Fräulein schenkte ein und reichte Rosine die Tasse. Sie hielt sie nicht richtig und nahm zu viel Rahm; sie biß vom Theebrot und steckte die Zunge über den Lippenrand hinaus.

Dies und noch mehr wurde gleich bemerkt und gerügt. Das Fräulein vergaß aber auch nicht, ihren Beifall mit der bessern Haltung des Kopfes, der Freundlichkeit des Mienenspiels, den frei umherblickenden Augen zu äußern u. s. w.

Nichts characterisirt den Menschen mehr, als die Augen. Schuld und Unschuld, Verstand und Dummheit, Güte und Bosheit — liest man im Blick; vor Allem die momentanen Seelenaffecte."

„Mit Erlaubniß zu fragen: was sind momentane?" fragte die mit gespannter Aufmerksamkeit horchende Schülerin.

„Sagen Sie lieber nur: mit Erlaubniß. — Momentane, meine Liebe, kömmt von moment, ein Moment, ein Augenblick; also augenblickliche, vorübergehende."

„Wie zum Beispiel Zorn, Schreck?"

„Gut! Nennen Sie mehrere momentane Bewegungen, Rosalie."

„Freude, Erstaunen, Freundschaft —"

„Nun, und Liebe, Ergebenheit, Verwirrung."

„Es wäre wohl am besten, die letztere zu verborgen."

„Das kömmt darauf an. Eine reizende Verwirrung,

meine liebe Rosalie, ist oft der Schönheit Triumph. Davon werden wir später mehr reden. Ich wollte Sie aber jetzt nur aufmerksam darauf machen, daß diese aufrichtigen Dolmetscher der Seele so gut dressirt werden können, daß sie erzählen, was man gerade zu sein scheinen will."

„Dann aber kann man sie ja nicht aufrichtig nennen," sagte Rosalie, „wie Sie so eben genannt wurden." Das Fräulein lobte ihre Anlage, Widersprüche in der Rede aufzufassen, als einen herrlichen Stoff zu Dialogen. „Ganz lügen die Augen doch nie; denn sie spiegeln die Seele so ab, wie diese sich vorstellt, gerade in dem Augenblicke zu sein."

„Ich verstehe Sie eben nicht so recht."

„Sagen Sie lieber: Ich verstehe Sie nicht ganz. Sie werden mich bald verstehen. Es verhält sich eben so mit dem Lächeln. Welche Veränderung findet in Ihrem Gesichte statt, wenn Sie lächeln?"

Rosalie zwang ein kleines Lächeln hervor, indem sie zum Spiegel eilte und die Veränderung des Gesichts, besonders der Augenmuskeln beschrieb. „Sehr wohl. Denken Sie nun einmal an einen unangenehmen Gegenstand, z. B. an Ihr verdorbenes Kleid. Verwandeln Sie dabei das Gesicht Zug für Zug in eine lächelnde Miene. Sie können nicht, wie? — Es wird eine Grimasse, aber kein Lächeln. Stellen Sie sich nun vor, daß ich, und nicht die Schneidermamsell das Seidenzeug verschnitten hätte, und daß ich mich bei Ihnen entschuldigte, da würden Sie lächeln und versichern, es habe

nichts zu bedeuten. Zu diesem Lächeln aber würden Sie nicht gelangen, ohne daß Ihre Seele sich vorstellte, eine, wenn ich so sagen darf, vergnügte Seele zu sein. Es ist höchst nothwendig für uns, das Aeußere zu beobachten. Allein je mehr nur äußerlich unsere Handlungen sind, z. B. unsere Art zu gehen, uns zu verbeugen, u. s. w., um so mehr ist auch diese Beobachtung des Aeußern hinreichend. Was dagegen nach der innern Beschaffenheit unserer Seele gebildet wird, läßt sich nicht von außen allein construiren. Wir müssen Herz und Geist bilden, um unsern Blick, unser Lächeln, unsere Stimme zu bilden."

„Ach die Bildung, Fräulein, erfordert eine furchtbar lange Zeit. Ehe ich Alles lerne, was Sie wissen, werde ich auch so abscheulich alt, wie Sie."

„Fi, fi, Rosalie! das war eine recht niedrige Expectoration. Sie müssen wahrlich Ihre Laune beherrschen. Wie können Sie sich dazu hergeben, eine alte Jungfer alt zu nennen?"

„Ach, das ist einerlei, wenn ich mit meiner Bildung nicht fertig werden kann."

„Sie haben kein anderes Hinderniß zu bekämpfen, als Ihre Ungeduld, Rosalie. Sie machen täglich erstaunliche Fortschritte und mit Sehnsucht erwarte ich diesen Abend die ersten Früchte meiner sorgfältigen Bestrebungen für Sie zu sehen. Sie sind aber nicht dankbar, Rosalie."

„Liebes Fräulein, Sie haben ja Alles frei hier im Hause und noch Geld obendrein, und sollen dazu noch eine jährliche Pension haben, wenn —"

„Mamsell Lupin! hören Sie mich an. Wenn Sie auch zehn Mal so denken, so müssen Sie es dennoch nicht sagen. Sie müssen sich vorstellen, daß Sie denken: kein Geld, keine Beweise der Dankbarkeit können dasjenige aufwiegen u. s. w."

„Das weiß ich wohl; ich soll mich darin üben, es zu sagen; nun aber bin ich ärgerlich und will ernsthaft reden."

„Ach, mein Kind! Wir Menschen dürfen so selten ernsthaft reden, wie Sie es nennen, daß wir uns nicht zu sehr daran gewöhnen müssen. Was haben Sie nun dabei gewonnen, so unartig gegen mich zu sein? Gesetzt, ich wäre weniger vernünftig, weniger erfahren gewesen. Wie würde es heute nur gegangen sein? nur diesen Abend, wo wir uns fremden Leuten zeigen sollen? Lassen Sie mich übrigen's über den Punkt mit Ihnen einig werden, daß wir Beide ohne Umschweife mit einander reden können, sobald die Uebungsstunden vorbei sind, und da will ich Ihnen denn der Wahrheit gemäß erzählen, daß Sie mit all' Ihrem Gelde mich nicht hätten vermögen können, Sie auf den Weg zu leiten, wie ich es thue, wie gern ich auch gewollt hätte, wenn nicht ein höheres Interesse mich an Sie fesselte."

„Was für ein höheres Interesse? — Warten Sie einmal: — es ist? ich wollte sagen —"

„Das Interesse für eine höhere Erziehungskunst. Ich bin Erzieherin gewesen, ehe ich noch erwachsen war. Damen ersten Ranges wurden mir anvertraut. Ich habe gelesen, gedacht und viel in dieser Kunst geübt und ge-

prüft. Nach und nach entwickelte sich bei mir ein neues System — ein System, auf das meine Welterfahrung mich spät, aber sicher geleitet hat. Der Mensch ist ein Gesellschaftsthier; er hat eine doppelte Bestimmung, als Individuum und als Mitglied der Gesellschaft. — Als Individuum ist eignes Wohlsein sein Zweck; als Mitglied der Gesellschaft ist sein Zweck, zum Wohl derselben beizutragen. Beides wird durch dieselben Tugenden erreicht; durch die gesellschaftlichen Tugenden, durch dieselben Talente, die in der Gesellschaft angenommen werden. Doch gibt es auch einige Tugenden oder Pflichten, die uns bloß selbst als Individuen betreffen, ich will dies nicht ableugnen. Man muß sein Gewissen gegen Unruhe und Vorwürfe verwahren, und dies ist leicht, wenn man, wie Sie, vermögend ist und sich in dem glücklichen Mittelstande befindet. Man muß sich vor heftigen und schädlichen Leidenschaften hüten, und sich vor Allem daran gewöhnen, in geistigen Beschäftigungen Unterhaltung zu finden. Das sind ungefähr die Pflichten gegen uns selbst als Individuum. Allein die gesellschaftlichen Forderungen, mein gutes Mädchen, sind eben so wichtig, und deren gibt es noch viel mehr; ich will Ihnen jedoch einen sichern und schnell zum Ziele führenden Richtweg zeigen. Man mache sich selbst einen deutlichen Begriff von dem, was man in jedem Falle sein muß, und so zeige man sich."

„Wäre es dann nicht besser zu sagen:" fragte Rosalie, und sprach eine Wahrheit aus, die die gefährliche Sophistin frappirte: „so wie man sich nach seiner Ueberzeugung zeigen muß, so muß man sein."

„Allerdings, Sie haben vollkommen Recht, meine kluge und flinke Rosalie! Das war ein Wort, das Sie an jedem Orte mit dem größten Beifall hätten anbringen können. Ich konnte, gleich andern Erziehern und Moralisten, es Sie auch so gelehrt haben. Wenn Sie aber die Beschaffenheit Ihrer Gedanken genau untersuchen wollen, werden Sie leicht finden, daß Sie nie nach dieser Regel handeln werden. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nur um seiner selbst willen um Andere bekümmert; eben so wenig, wie Sie sich vor einem Blinden verbeugen, oder einem Tauben Complimente sagen, so machen Sie nicht leicht eine Aufopferung für Jemand, der nicht wissen kann, daß Sie sie gemacht haben.“

„Da hab' ich mich doch manchmal gefreut, meinen Eltern die eine oder andere Bürde leichter zu machen, ohne daß ich sie es merken ließ.“

„Hm, ja es gibt allerdings eine gewisse Gutmüthigkeit, die wir besonders in den Jugendjahren besitzen; das kömmt daher, daß wir als Schößlinge einer ältern Pflanze uns zu derselben rechnen. Es ist eine Art Eigennutz, die aber nicht viel zu bedeuten hat. Im Ganzen jedoch macht sich die Selbsterhaltung im weitern Sinne geltend, und die menschliche Gesellschaft besteht ganz gut dabei. Haben Sie ein schönes Blumenbeet gesehen, wo Nelken, Rosen und Levkojen im herrlichsten Verein Schönheit und Wohlgeruch verbreiten?“

„Jawohl.“

„Dennoch blüht jede dieser Pflanzen nur für sich

selbst, unbekümmert um die übrigen. Der Weltenschöpfer hat es so eingerichtet.“

„Der Schöpfer der Welt? Ich habe Sie nie früher von ihm reden hören, Fräulein. Ich wollte Sie so oft fragen, wie so Manches von dem, was Sie mich lehren, mit dem übereinstimmen kann, was der Prediger mich gelehrt hat.“

„Dies ist auch eine Frage, die Ihrem Verstande Ehre macht. Ich will Sie gelegentlich auf viele Fälle aufmerksam machen, worin Sie dies anwenden können. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß jede Wissenschaft ihre eignen Grundsätze hat, die nicht wohl zu einer andern passen. Der große Göthe sagt etwas sehr Anwendbares über die Religion; ich werde es Ihnen nachher vorlesen. Nun aber müssen wir vorerst die zwei neuesten Arbeiten von Oehlenschläger und Ingemann durchgehen, damit Sie heute einen recht imponirenden Stoff haben können, wenn, wie ich hoffe, ein Paar gebildete Menschen mit Ihrem guten Vater herkommen.“

„Es war sonst noch Etwas, das Sie gestern Abend anfingen, mir vorzumachen — mich zu lehren, wollte ich sagen, nein, mir zu zeigen, wie ich mich mit meinem Vater zu benehmen hätte.“

„Im Voraus kann ich mich wahrlich nicht näher erklären, liebe Rosalie, als ich schon gethan habe. Denn ich weiß ja nicht, wie Ihr Vater sich gegen Sie betragen wird. Sie müssen ihm eine kindliche Ergebenheit zeigen, zugleich aber eine gewisse Empfindlichkeit, das heißt, eine gewisse Unzufriedenheit an den Tag legen,

wenn er etwas Plumpes oder Verkehrtes sagt. Sie müssen der Sache dann eine andere Wendung geben, oder sich verlegen abkehren. Dadurch werden Sie auf seine Kosten steigen, welches besser ist, als wenn er Sie in der öffentlichen Meinung zu sich herabzöge."

„Oeffentliche Meinung, wo ist die?"

Die Erklärung des Fräuleins wurde gegeben und erhielt ihren Platz in Rosaliens kleinem Memorabilienbuch, nebst Paraphrasen und Beispielen. Sie hatte nämlich ein kleines Heft vor sich liegen, und dahinein schrieb sie Alles, was ihr neu war, oder worüber sie eine genauere Erklärung erhielt. Nachdem der Ausdruck niedergeschrieben war, mußte der Sinn aus dem Gedächtniß von ihr hinzugefügt werden. Das Fräulein sah dann den folgenden Tag das Niedergeschriebene durch.

„Ehe wir mit unsern Büchern anfangen, liebe Rosalie, müssen wir erst unsere Mappe vornehmen. Sie soll heute Abend vorgelegt worden, und da müssen Sie recht Ihr kritisches Talent zeigen."

„Gott, es ist ja das Leichteste von der Welt, zu kritisiren!"

„Nun wohl; da haben Sie ein Blumenstück."

„Nein, geben Sie mir die niederländischen Maler. Das haben Sie so genau mit mir durchgemacht. — Nun sehe ich es also zum ersten Mal."

Rosalie saß einige Minuten in gedankenvollem Stillschweigen, den Kopf auf den linken Arm gestützt. Ihre Augen ruhten mit sprechendem Glanz auf diesem schönen Kunstwerk.

„Lieber, das ist ja van Dyk in eigner Person, diese Figur mit der Palette und dem ausgeschnittenen Spitzenkragen! — Dann kann ich leicht rathen, wer der Andere ist mit diesem herrlichen offenen Gesicht. — Sie kennen wohl die Anecdote? Ich weiß nicht, wo ich sie her habe. Aber van Dyk soll einmal Franz Hals in Harlem besucht und sich von ihm haben malen lassen, ohne zu sagen, wer er sei. Darauf erbot er sich, Franz zu malen. — Sehen Sie, dort steht das Portrait des Franz Hals auf der Staffelei. Und indem er sein Bild betrachtet, rief er aus: Herr, entweder müssen Sie der Teufel, oder van Dyk sein! — Welche Wahrheit in dieser Figur! Sein Gesicht drückt das froheste Erstaunen aus, und sehen Sie nur, die Drapperie und den Ton in dem Ganzen. Alles athmet ein Atelier! Und welche herrliche Beleuchtung von dem großen Fenster! Sehen Sie, welch' ein Schlagschatten über die Gruppe! Nur will mir van Dyks rechtes Bein — sagen Sie, ist diese Verkürzung richtig?"

„Sehr wohl, Rosalie. Nur hüten Sie sich, zu viel und zu lange von solchen Kunstleistungen zu reden. Theils laufen dann leicht Mißgriffe ein, besonders wenn sich bei den übrigen Zuschauern Ideen entwickeln, die Ihnen in fragender Form vorgelegt werden können, theils auch, weil Sie Ihren Vorrath leicht ausleeren können. Ueberhaupt ist es eine große Kunst, den einzelnen Blitzstrahl zu rechter Zeit leuchten zu lassen, selbst wenn man auch noch mehr Stoff übrig hat. Besonders aber müssen Sie sich hüten, das Wort zu führen, wenn Sie glauben, daß

Jemand zugegen ist, von dem Sie vermuthen, daß er die Sache versteht — oder auch müssen Sie nur mit einem einzelnen —"

„Sie haben mir ja aber alles Dieses von jenem Kupferstich gelehrt."

„Allerdings, meine Theure, und ich bin sehr wohl mit Ihnen zufrieden. Nur will ich Sie warnen, was das Ganze betrifft. Vergessen Sie auch die bescheidenen Redensarten nicht: „ich verstehe nicht recht, es zu beurtheilen, aber mein Gefühl sagt mir — — „dies spricht mich so wunderbar an — —" mir wird so wohl ums Herz bei der Betrachtung — —" u. s. w. Mit dem objectiven Urtheil müssen Sie sehr behutsam sein; Sie erinnern sich wohl —?"

„Subjectiv und Objectiv? Nun ja doch!"

„St! nicht „nun ja," und noch weniger „doch!" — Jetzt steht die Schulter zu weit vor. Kommen Sie, wir wollen ein wenig auf und nieder gehen und einander grüßen."

„Nein, es ist so frisches Wetter, lassen Sie uns ein wenig auf die Landstraße hinausgehen."

„Dieses Nein, womit Sie anfingen, hätten Sie gern weglassen können. Sie hätten dasselbe mit dem bloßen Vorschlage ausgerichtet. Aber sieh da, da kömmt das Mädchen mit der Chocolade; die müssen wir erst trinken."

Der Leser hat nun wohl eine Idee bekommen, wie Fräulein Lauterbach und ihre eigensinnige, aber zugleich gelehrige Schülerin die freiwillig gewählte Absonderung

von der übrigen Welt verlebten. Rosalie besaß große Willenskraft, und so viele Entbehrungen sie auch dulden mußte, mitten im Schooße des Reichthums die traurigen Wintertage auf dem Lande und unter der Aufsicht einer stets docirenden Duegna zuzubringen, so hielt sie es doch tapfer aus, in der Hoffnung, das höchste Glück, das sie sich nur träumen konnte, zu erringen, das, in der vornehmen Welt zu glänzen.

Achtes Kapitel.

Rosalie debutirt.

Das alte Fräulein hatte, vielleicht seit vielen Jahren, wieder glückliche Tage. Von ihrem früheren Leben können wir, wenigstens nicht an diesem Orte, Rechenschaft ablegen, daß aber nicht angenehme Verhältnisse sie vermocht haben, sich ohne Engagement, noch Vermögen nach Christiania zu begeben, wird Jeder leicht einsehen können; daß es ihr hier ziemlich schlecht ging, haben wir erzählt und durch eine frühere Scene dargethan. Aus ihrer größten Verlegenheit und den damit verknüpften Kränkungen war sie also nun herausgerissen; sie lebte ganz nach ihrer Phantasie und konnte sich ganz ihren Bestrebungen überlassen, ihre Erziehungsmethode zu realisiren. Diese Methode war, wie man mit dem Verfasser einig sein wird, für die Moralität die verderblichste, und sogar wenig dazu geeignet, das einzige Ziel zu erreichen, das Fräulein Lauterbach sich gesteckt hatte, nämlich: die

Bildung einer Dame von Welt. — Für Rosaliens Eilfertigkeit konnte dieser dünne Firniß, der unstreitig mit Meisterhand präparirt und aufgelegt wurde, einigermaßen an rechter Stelle angewandt scheinen — und wenn ich recht dreist meine Meinung sagen soll, so weiß ich nicht, was noch heute die Mehrzahl unserer Damen mehr als den bloßen Firniß besitzt, nachdem sie eine Menge von Erziehungsanstalten durchgemacht haben. Für den ersten Augenblick hatte das alte Fräulein eine außerordentliche Freude über die Probe, die Rosalie denselben Abend von ihren Fortschritten ablegte. Wir müssen wohl dabei sein, dies Fest zu feiern.

Die Lichter waren in den zwei ausgeschmückten Zimmern angezündet, Rosalie schwebte in eleganter Modetracht im Zimmer auf und ab, und übte sich im Grüßen und Antworten. Das Fräulein, das genöthigt war, sich der Wirthschaft anzunehmen, ordnete mit Hülfe des Dienstmädchens den Theetisch und die übrigen Zubereitungen, indem sie der gemietheten Köchin Alles, was Kochen und Braten hieß, überlassen hatte.

„Wenn ich doch nur wüßte, wen er mitbringt; stille! Schellenton und laute Stimmen von der Landstraße!“ Rosalie legte ihre glühende Stirn an die Fensterscheibe und starrte hinaus in den finstern Abend.

„Ja! da bog ein Schlitten in den Seitenweg hinein! Und noch einer — noch einer — noch einer! Fräulein! Vier Schlitten! Gewiß befindet sich mehr als eine Person in jedem!“

„Desto besser, meine liebe Rosalie! Nichts ist an-

genehmer, als Gäste empfangen, wenn Alles für sie vorbereitet ist und man das Nöthige hat; viele Gäste sind auch leichter zu unterhalten, als wenige. Aber, liebes Mädchen, fassen Sie sich! Sie sind aufgeregt. Sein Sie nur ruhig und besonnen, dann haben Sie nichts zu befürchten, das versichere ich Sie. Sehen Sie, wie ich es mache, und sprechen Sie zuvor mit Ihrem Vater, bis es geht und Sie Muth bekommen haben."

„Was meinen Sie, Fräulein?" fragte Rosalie in einem beleidigten und verwunderten Ton. „Glauben Sie, daß ich ein Kind bin? Sie sehen mich allerdings in einiger Aufwallung, die entspringt aber aus ganz andern Gefühlen, als aus Furcht."

„Sie bezaubern mich, meine Beste," sagte das Fräulein und kniff die Augen mit einem selbstzufriedenen Lächeln zusammen. „Sie haben Muth, Ihre Gefühle versteckt zu halten, das ist viel. — Sie ist flink!" fügte sie bei sich selbst hinzu; „denn in diesem Augenblick steckt ihr das Herz doch im Halse."

Bald polterten die Herren die Treppen hinauf. Das Fräulein bedachte sich, ob sie ihnen entgegen gehen sollte; aber Rosalie kam ihr zuvor, riß die Thür auf und eilte hinaus.

— Am Arm der Tochter erschien Christian Lupin, der, nachdem er vom Frühstück ausgeschlafen hatte, sich im erwünschtesten Wohlsein befand. Nach ihm kamen der Grossirer Röller und sein Sohn Emil, ein windiger, junger Herr, der seine Bildung auf einem englischen Com-

toir vollendet hatte. Das dritte Paar bestand aus dem Goldschmied Lupin und seinem in diesen Tagen zurückgekehrten Sohn Anton; zuletzt kam der sogenannte Lector und ein junger, dänischer Seeoffizier, Namens Herfort.

„Will mein Vater die Güte haben, mich zu präsentiren —"

Das Fräulein machte eine vortreffliche Pantomime, indem sie plötzlich die Hände kreuzte. —

— „Diese Herren" — fiel Rosalie gleich wieder ein — „dem Fräulein Lauterbach und mir zu präsentiren?"

„Wie soll ich sie aufstellen, mein Täubchen? — Na, na! Ich begreife!" —

Er aber begriff eigentlich gar nichts von der Sache. Indeß brachte Rosalie Alles ins Gleis, indem sie damit anfing, ihren Oheim dem Fräulein zu präsentiren.

„He! he!" sagte der Goldschmied und verbeugte sich ehrerbietig, „es kömmt darauf an, ob das gnädige Fräulein auch einen schlichten Handwerker, wie mich —"

„Ihre Kunst, Herr Lupin, macht Sie zur Achtung berechtigt, selbst, wenn Sie nicht einmal mit dieser edlen Familie so nahe verwandt wären."

„Und hier," sagte Vater Lupin, „hier siehst Du Dein Geschwisterkind, Rosalie. Ist das nicht ein wackrer Geselle, he?"

„Vetter Anton, ich biete Ihnen meinen Willkommen, wenn auch erst jetzt, da Sie mir früher keine Gelegenheit dazu gegeben haben," sagte Rosalie dreist, und konnte

sich dabei nicht erwehren, durch einen heimlichen Seitenblick zum Fräulein Lauterbach, ihren Beifallswink einzuholen. Sie reichte unterdessen dem langen und nüchternen Vetter mit vielem Liebreiz ihre weiße Hand.

Nachdem die übrige Präsentation vorüber war, wollte das Fräulein die Herren zu den Sitzen am Theetisch führen.

„Ich bin eben kein starker Theetrinker," äußerte Christian Lupin; „hier sehe ich aber braune Sahne, die wärmt besser nach der Schlittenfahrt. Komm' her, Du brauner Seefisch, wie ist Dir?"

„Mir?" sagte der Seeoffizier, „ich stehe im Begriff, meine blaue Natur zu verleugnen und zu der braunen zu schwören." Er sagte dies mit einem so sprechenden Blick auf die Brunette, daß sie glühend roth wurde und die Augen niederschlug.

„Es kömmt mir vor," nahm der Grossirer das Wort, „als ob dem Lector die Zunge unterwegs abgefroren sei. Er sollte sie der Sicherheit wegen in kaltes Wasser stecken, und nicht in diesen heißen Thee."

Jacobsen kehrte sich weder an diese, noch mehrere folgende Plattituden, die auf seine Person abzielen sollten, sondern stand bald auf und ging, mit einem bedeutungsvollen Blick auf seinen Mäcen, zum Fenster.

„Nun, hat Er's los? Laß Er 'mal hören: Ach, das ist mir viel zu lang. Das möge der Satan behalten! Der Anfang ist hinlänglich, sag' er den nochmal, und dann das Letzte; das paßt gerade zusammen. Da

kömmt, Gott straf' mich, der Punsch. Benutze Er selbst den Rest zu einer Gesundheit, hört Er?"

„Ich? Herr Lupin?"

„Ja wohl! Jeder soll seinen Vers sagen, da bekommen wir Gelegenheit, die Gläser zu leeren."

Jacobsen ward bei der Punschbowle angestellt, und als das erste Glas eingeschenkt war, hob Herr Christian Lupin es bis an seine Stirn empor und recitirte:

„Ich leere dies Glas bis auf den Rest,
Und wünsche Euch Allen ein fröhliches Fest!"

Der Goldschmied schien solche Gelage früher mitgemacht zu haben; denn ohne sich eben sehr zu bedenken, hob er das wieder gefüllte Glas in die Höhe und sagte mit einer gewissen, vertraulichen Höflichkeit, einer Art verbindlichen Onkelsmiene:

„Die Mamsell Lupin soll leben, juchhei!
Trinkt aus! trinkt aus! Heididelbumdei!

„Das geht, bei Gott! als ob es geschmiert wäre," rief Christian Lupin wohlgemuth, nachdem die Gesellschaft das Verlangen des Proponirenden erfüllt hatte. „Fange Er nun an, Lictor; ich weiß, Er ist der rechte Mann, wenn es Prosit und Posit gilt."

„Die Reihe ist nicht an mir," bemerkte Jacobsen mit einer Verbeugung und zeigte auf den jungen Möller. Dieser aber hielt den Finger an der Nase, und war sichtbar in einer poetischen Beklemmung.

„Er wird schon nachkommen; fang Er nur an, Victor, sage ich!“

Jacobsen drehte sich nach allen Seiten und stammelte die erste Zeile des folgenden Verses, worauf der Rest mit Sicherheit und steigendem Pathos folgte:

„Es ist — es ist — dieser Abend
So herrlich, herrlich, so labend
Im holden Verein
Von Freundschaft und Wein.“

„Punsch ist kein Wein!“ bemerkte der Grossirer Nöller. „Diesen Vers haben Sie bei einer andern Gelegenheit gemacht, darauf wollt' ich schwören. Aber das ist einerlei. Freundschaft und Punsch! War es nicht so?“

Nun schien Herr Emil es gefunden zu haben. Mit einem impertinenten Blick auf das Fräulein und einem zuckersüßen auf Rosalie declamirte er:

„Der kalte Winter und der Lenz so mild,
Gewähren uns ein treues Bild —
Hm! hm! — Hm! hm!“

„Warten Sie! ich will Ihnen helfen,“ sagte das Fräulein leicht hin:

„Kömmt dazu der Herbst so wild,
Und Ihr luft'ges Sommerbild —
Hm! hm! — Hm! hm!“

„Sie sind wahrhaftig nicht ohne — Fräulein!“ sagte der reiche Mann, der eben nicht merkte, wie sehr

sie zu Hause sei. „Nun, das war ja auf ein gutes Jahr!“

Der Lieutenant nahm das Wort und das Glas:

„Bündig und kurz ist des Seemanns Wort,“
Lautet die alte Weise;
Bündig und kurz denn an diesem Ort
Ich die Wirthinnen preise.“

Rosalie fühlte, wie richtig diese Gesundheit angebracht war, nach der unartigen Constellation der vorigen Person, und konnte sich daher nicht erwehren, ihm einen beifälligen Blick zuzuwerfen, wofür er sich wieder in derselben Zeichensprache bedankte.

„Nun, und Du, Anton, darfst Du Dich nicht in dies Spiel wagen?“ sagte der schon etwas aufgeräumte Goldschmied, und richtete sein nächstes Auge auf den vielgeliebten, weitgereisten Sohn.

„Wenn ich einige wenige Verse singen dürfte,“ antwortete der junge Goldschmiedgesell mit edler Dreistigkeit; und als diese Bitte natürlich mit Freuden und Aufmunterung zugestanden wurde, sang er folgende schöne Verse seiner Reiseleier:

„Ich war in vielen, großen Ländern,
In Kopenhagen, Helsingör.
Ich wollte immer weiter schlendern,
Und kam nach Rothschild und Consör.

Ich war in Schleswig und in Flensburg,
Noch manche Stadt mein Auge sah.
So sah ich denn die Festung Rendsburg,
Und Hamburg, Wandsbek, Altona.

Doch höchst von allen Ländern preisen
Will ich mein altes Vaterland.
Nie will ich mehr ins Ausland reisen:
Ein Glas für unsern Felsenstrand.“

Wer verdenkt wohl den Goldschmied darin, wenn er heimlich eine Freudenthräne aus seinem Auge wischte, als er den geliebten Sohn mit kräftiger Stimme in einem edeln, freimüthigen Ton sein schönes — Gedicht vortragen hörte, das sowohl den weitgereisten Künstler, als den wahren Patrioten verrieth!

Lauter war aber noch der Beifall, den der liebe Oheim dem Sänger zollte, und so ermangelten auch Jacobsens Beifallsäußerungen nicht. Mit Kennermiene versicherte er, das Gedicht erinnere an Baggesens „Ans Vaterland.“ — Der Lieutenant lachte ganz ehrlich. Der junge Nöller dagegen zog spöttisch an seiner Cravatte und setzte sich in Positur, den Reimschmied abzufegen, als zu rechter Zeit des Vaters bedeutungsvoller Wink und ein Seitenblick auf den Oheim des jungen Dichters die Worte auf seinen Lippen ersterben ließen.

„Nun also ich zu toute la reste!“ sagte der Grossirer und wandte sich mit dem gefüllten Glas an den Wirth:

„Stets fülle den Tiegel des Vetters mit Gold,
So sind und verbleiben die Menschen Dir hold.“

Der Wunsch war gewiß ehrlich gemeint, wurde aber bei weitem nicht so wohl aufgenommen, als Nöller gewünscht und erwartet hatte. Der Spott, den man Anton Lupin erwiesen, so wie der warnende Blick des Grossirers an den Sohn, hatten das leicht reizbare Gemüth des Mannes in heimliche Bewegung gesetzt. Man fühlt sich immer empfindlich beleidigt, wenn man unter den Anwesenden solche Warnungszeichen wahrnimmt. — Als nun Nöllers Wunsch, er möge immer Gold genug zum Tiegel des Vetters haben, ihn traf, wie der Hammer den Kopf eines Nagels, und Veranlassung zu ernsten Betrachtungen geben konnte, denen Lupin gern auswich, und überdies auf's Dreisteste sein tiefstes Geheimniß aussprachen — war nicht einmal die große Wahrheit, die er schon einsehen gelernt hatte, erforderlich, die Schlußzeile zu bilden, um ihn in Harnisch zu bringen. Kaum also hatte der Grossirer die letzte Zeile ausgesprochen, als der reiche Mann ihm den Inhalt seines Glases ins Gesicht warf und kupferroth im Gesichte aufstand.

„Die Pferde, die Pferde! Lieber Vater, komm' herunter! Herr Nöller! Onkel! kommt, meine Herren! Es hat sich gewiß eins der Pferde losgerissen, und die Diener sitzen anderswo und trinken."

„Donner und Granaten! mein Leibpferd! der verdammte Rasmus! Ist mein Leibpferd verdorben, dann sei Gott seinem Rücken gnädig. Geschwind, geschwind!"

Einige Augenblicke, bevor Christian Lupin das Zimmer verließ, von den meisten der Uebrigen gefolgt, war

der Lieutenant auf Rosaliens Wink hinuntergeeilt, und hatte das erste beste Pferd im Stalle losgebunden. Nach einem derben Hiebe sprang es den Entgegeneilenden schnaufend entgegen.

Es wurde festgehalten; während der langen Besichtigung von Seiten der Stallgäste und des Zubehörs von Schwüren über die lüderlichen Diener — sorgte Rosalie oben im Saal dafür, nicht nur das Gesicht und die Weste des Grossirers vom Punsch zu reinigen, sondern auch, ihn wieder zu besänftigen. — Das Letztere war weniger schwierig, als die erschrockene Tochter und ihre Gouvernante glaubten; denn Nöller fühlte zu gut, nicht nur das horazische dante minor, sondern wußte auch, was sein Vortheil für die Zukunft erheischte. Er bewahrte indessen in den Augen der Damen seine Würde, indem er versicherte, es sei die Liebenswürdigkeit der Damen und überhaupt die unwiderstehliche Ueberredung der geehrten Wirthinnen, die ihn die ihm zugefügte massive Beleidigung vergessen ließen. — Der flinke Seeoffizier vollendete das Werk, indem er Lupin einbildete, daß des Grossirers Stute einen derben Wischer auf der Backbordseite des Hinterspiegels erhalten habe.

„Das schadet dem Fuchsschwänzer nicht,“ sagte er mit einer gewissen Selbstbefriedigung.

„Ich wollte aber doch ungern,“ sagte er und fuhr mit der Hand über's Gesicht, „ich wollte doch verdammt ungern, daß die Stute in meinem Stalle beschädigt würde — Bomben und Granaten, es war noch ein Glück, daß nicht mein Leibpferd sie getroffen hat. Du Nöller,

verstehst Du, es war nicht mein Pferd — Na, wo ist denn der Grossirer?" —

Wir dürften uns vielleicht empfehlen, lieber Leser; wir haben ja nun dem Debut unserer Heldin beigewohnt, und wollen das Andenken an die kleine Scene mit uns nehmen, worin sie und der Lieutenant eine vertrautere Rolle mit einander spielten.

Neuntes Kapitel.

Wigers Brief und viertes Manuscript.

„Mein edler Freund!“ schrieb Polykarpus Wiger an den Gutsherrn von Wallerhaug. „Wenn ich nicht mit Recht wüßte, daß wir Beide uns über die Convenienz hinwegsetzten, hätte ich mir schon längst die kläglichsten Vorwürfe gemacht, daß ich seit meiner Abreise von Ihnen weder von mir habe hören lassen, noch Ihnen für alle mir erwiesene Güte und Freundschaft, sammt Ihrer Demoiselle Halbschwester oder Cousine für das Wohlwollen tausendmal gedankt habe, womit sie zu meiner physischen und intellectuellen Unterhaltung beitrug, und zwar zu letzterer durch Bildungsmittel des Herzens, von denen sie eine ganze Landapotheke besitzt. Von diesen habe ich eine hinlängliche Portion genossen; glücklicherweise können sie, gleich Blutegeln, öfter gebraucht werden — und o! wie fleißig ist nicht Mamsell Geiums Medicin gebraucht worden! das kann man an den leeren

Schachteln sehen. — „Romane bilden das Herz!" Ich erinnere mich jener goldenen Worte, und mein Herz hat auf Wallerhaug eine apfelförmige Gestalt erhalten. Wo blieb ich aber stehen? Es war bei „sammt". Und „endlich" hätte ich (wenn ich nämlich nicht wüßte, daß wir Beide uns über die Convenienz hinwegsetzten), meinen Gruß an die ehrwürdige Mutter Leerbakke abstatten müssen, die unverdrossen für so manche meiner Bedürfnisse und Nichtbedürfnisse gesorgt hat. Allein außer dieser Hinwegsetzung, trefflichster Freund, ist noch zu bemerken, daß ich, der ich gesonnen bin, Verfasser zu werden, mich daran gewöhnen muß, nie Zeit zu alltäglichen Beschäftigungen zu haben. In Rücksicht hierauf habe ich mich seit meiner Ankunft bei meiner Großmutter auf einen eigenthümlichen Genuß gelegt. Sie wissen vielleicht, daß Schiller häufig Champagner trank, Jean Paul trank starken Kaffee, und ich — ich esse Pfeffermünzkuchen."

„Nun aber zu etwas Wichtigerem! Aus Gründen, die mit meinem künftigen Lorbeerkranz in Verbindung stehen, reiste ich vor vierzehn Tagen nach Christiania, wo ich mich fortan aufhalte und damit beschäftigt bin, mich für den Krieg, oder wenigstens für den Kriegerstand, auszubilden, obgleich mit geringerer Lust, als die, mit der ich mir bei meiner Ankunft Bücher kaufte — doch ist es noch zu früh, ein Urtheil zu fällen, wie es mit dem Project gehen wird. Ein ästhetischer Kopf hat wahrlich mancherlei zu bekämpfen, wovon die glücklichen Prosamenschen nichts träumen. Was ich nun eigentlich sagen wollte: ich habe hier, spitzen Sie Ihre Aufmerksamkeit!

ich habe hier einen Beitrag, einen autographischen Beitrag zu meinem Roman und folglich zu Ihrer Familiengeschichte erhalten; und mit gewissenhafter Redlichkeit sende ich, was Ihr Eigenthum ist und verbleiben muß, nämlich das englische Originaldocument mit norwegischer Nachschrift, wie ich es sonderbarer und glücklicher Weise auf dem obersten, bestäubten Bret eines Schranks in dem Zimmer fand, das ich hier in der Stadt bewohne. Genanntes Zimmer, um nicht Schlafkammer zu sagen, ist von einer der zehn Jungfrauen mit den Brautlampen, hoc est: einem Fräulein Lauterbach bewohnt worden, und obiges Document hat wahrscheinlich zu ihren Curiositäten gehört. Da die alte Dame es hier hinterlassen hat, betrachte ich es, wie die Juristen sich ausdrücken, als eine res nullius, und habe dies mir und Ihnen so höchst interessante Manuscript ohne den geringsten Gewissensanstoß in Beschlag genommen.

Als ich das Manuscript durchblätterte, merkte ich bald, wohin es gehörte, und erwischte sogleich einen jungen geschickten Musensohn, der ein halber Engländer ist. Gegen eine andere Höflichkeit war er so gefällig, es mir zu übersetzen. Daß ich Ihnen das Original sandte, nachdem ich die Uebersetzung davon genommen hatte, war, was man verdammte Schuldigkeit nennt. Ich halte es jedoch nicht weniger für Pflicht gegen meinen vortrefflichen Freund, Ihnen zugleich eine Abschrift der Uebersetzung zu senden, da ich annehme, daß die Kenntniß der englischen Sprache nicht zu Ihren unerwähnten Vollkommenheiten gehört. Ueber das Manuscript will ich nicht

commentiren. Hoffentlich werden Ihnen meine Gedanken, sorgfältig entwickelt, in zierlichem Mäcenatexemplar und Saffianband mit goldenem Schnitt überreicht werden. Nun muß ich Sie jedoch verlassen, um eine Epistel an meine liebe, alte Großmutter zu schreiben. Leider ist sie sehr schwächlich. Es thut mir leid, mehr als ich selbst glaube, sie mit so schnellen Schritten dem Grabe zuschreiten zu sehen. Sie ist mir eine seltene Großmutter gewesen, das muß ich bekennen, obgleich ich keine andern am Leben gehabt habe. In der That weiß ich nicht, was aus mir werden soll, wenn sie diese Welt verläßt. Allein — verzeihen Sie, daß ich diesen Brief nicht erst in der Kladde geschrieben; dann hätte ich vielleicht dieses † und alles Uebrige gestrichen, und nur die Betheuerung stehen lassen, daß ich bin

Ihr ergebener und verbundener Freund
Pks. Wiger.

P. S. †) Von diesem Zeichen an habe ich den Schluß einer Mad. de Sevigné benutzt, die übrigens weder Sie, noch ich kenne.“

„Ein gutmüthiger Wildfang!“ sagte Bache lächelnd, legte den Brief bei Seite und griff nach den Papieren. „Er will mich doch wohl nicht zum Besten haben mit seinem englischen Document? Wenigstens ist es zu gelb und alt, um für den gegenwärtigen Fall erst verfertigt zu sein.“

„Reminiscences of my life“ stand auf der ersten Seite des Manuscripts, und als Bache das Blatt um-

schlug, stieß er gleich auf einen Namen, der ihn von allen Namen der Welt am lebhaftesten interessirte. Eilig griff er nach der Uebersetzung und las mit klopfendem Herzen:

Erinnerungen aus meinem Leben.

1.

Ich, Edinger Gandel, bin den 15. März 1730 im Harz geboren. Mein Vater war ein simpler Bergarbeiter, stand aber bei seinen Kameraden in großem Ansehen, weil man ihn im Besitz geheimer Kenntnisse wähnte, auch stand er mit seinen Obern in gutem Vernehmen, da er ein guter Arbeiter und das Glück ihm günstig war, so oft man Forschungen anstellte. Dennoch gelang es ihm nie, befördert zu werden; er sah sich sogar in den billigsten Erwartungen, seine dürftigen Umstände verbessert zu sehen, getäuscht. Ein norwegischer Bergmann, der sich bei den Gruben aufhielt, und sich vielleicht Glaubliches und Unglaubliches von den Kenntnissen und der geheimnißvollen Bekanntschaft meines Vaters mit den Berggeistern einreden ließ, machte ihm ein sehr vortheilhaftes Anerbieten und bewog ihn, sich gleichsam als ein Flüchtiger nach Norwegen zu begeben. Mein Vater ließ sich darauf nebst seiner Familie, meiner Mutter nämlich, mir, ein Paar Töchtern und meinem Bruder August, in Kongsberg nieder. Ich, der Aelteste, war ungefähr zehn Jahre alt und konnte meinem Vater zur Hand gehen, war aber ein schwaches, schwermüthiges Kind.

Früh erfüllten Vorstellungen von Berggeistern und der Macht meines Vaters über sie meine Seele. Sein verschlossenes, abgemessenes Wesen, nebst einzelnen Aeußerungen, bestätigten auch das ihm vorangegangene Gerücht, daß er so ziemlich Alles könne, was er wolle. Meine Mutter, die weit jünger war, als mein Vater, besaß eine besonders für ihren Stand und ihre Lage höchst lächerliche Eitelkeit, und da sie sich überzeugt hielt, daß der Vater Schätze heben könne, wenn er nur wollte, machte sie ihm beständig Vorwürfe, die er doch nur mit einem unwilligen Murmeln beantwortete. Nachdem ein Jahr nach seiner Anstellung verflossen war, ohne daß man bei den Gruben einen besondern Vortheil von der Geschicklichkeit des neuen Arbeiters gewahrte, begann sein Credit zu sinken, und sein Gönner, ein Bergmeister Thams, mußte manche Randglossen über sein Zutrauen zu dem unwissenden Künstler hören, dem Jener dann wieder seinen Unwillen empfinden ließ.

„Silber kann ich nicht machen, Bergmeister, und Ihnen also keins zeigen, wo nichts ist; wenn Sie aber einmal da wollten sprengen lassen, wo es sich findet, dann können Sie bei mir nachfragen; früher hilft es zu Nichts."

So ungefähr antwortete der Alte mit Nachdruck in einer zahlreichen Versammlung höherer und niederer Bergbeamten; allein auf wiederholtes Verlangen forderte er einen kleinen Bezirk zu seiner Disposition, stieg in einen nicht mehr angebauten Schacht und nach ein Paar Schichten hatte er mehr Silber nachgewiesen, als alle Gruben

während aller Bergmonate einbrachten. Nun fing man an, ihm zu schmeicheln und ihn zu bewundern, aber in eben dem Maße ward er zurückhaltend und bat, ihn mit mehr dergleichen Expeditionen zu verschonen; sie griffen, behauptete er, stark den Körper und noch stärker die Seele an. Umstände, die ich nun nicht mehr in mein Gedächtniß zurückzurufen vermag, machten das plötzliche Emporkommen des schon längst verlassenen Schachts höchst auffallend; mein Vater ward mit Bewunderung genannt, ohne daß sich jedoch seine Umstände verbesserten. Dies verdroß ihn, ohne daß er sich beklagte. Als er aber wieder aufgefordert ward, eine neue Probe mit seiner Wünschelruthe zu machen (wenigstens glaubte Jeder, daß er sich einer solchen bediente), kehrte er sich unwillig ab. Ich war funfzehn Jahre alt, als sich folgende Begebenheit mit meinem Vater ereignete.

„Wo gehst Du hin?" fragte meine Mutter, indem sie erwachte und ihn sich ankleiden hörte. Ich lag wachend auf einer Bank unter dem Fenster.

„Ich soll auf Arbeit," war die Antwort.

„Bist Du verrückt, Mann? Es sind noch drei Stunden, ehe die Betglocke läutet; jetzt geht der Mond ja erst auf."

„Mein Gebet richtet sich nicht nach jener Glocke. Schlafe Du nur. Geht Alles gut, schaff' ich dem König diese Nacht noch eine Tonne Goldes, Schlanbusch einen Titel und Dir einen Wittwengehalt."

„Wie Du redest! Wittwengehalt!"

„Ja, ja, man kann nicht wissen —"

Von furchtbarer Angst ergriffen, zog ich leise meine Kleider an, schlich mich in die Küche hinaus, die mein Vater passiren mußte, und wartete mit hochklopfendem Herzen, um — doch ich wußte selbst nicht, was ich wollte.

„Darf ich mit Euch gehen, Vater?" fragte ich furchtsam, als er mich erstaunt mit Hut und Stab vor sich stehen sah.

„Wozu das? Nun, so komm' denn eine Strecke mit!"

In der Stille der Nacht schritt er schnell vor mir her, mit einer angezündeten Fackel in der Hand, und ein Paar andere unter dem Arm, bald ein geistliches Lied singend, bald einzelne Wörter murmelnd. Nach einer Zeit von kaum einer Stunde kamen wir über den Bergrücken hinüber zu einem verlassenen Schurfstollen.

„Setze Dich dort auf jenen Steinhaufen, Junge! Richte aber die Augen fest auf den Mond. Kehrst Du Dich um, so kostet es Deinen Nacken."

Es war eine schaurige Aprilnacht; der Wind pfiff über die kahlen Felsblöcke. Hinter mir hörte ich das Rasseln loser Steine, ohne zu wissen, ob es die Fußtritte meines Vaters, oder Desjenigen wären, der mir den Hals umdrehen sollte, wenn ich den Kopf bewegte. Aus Furcht, daß ich ihn unwillkührlich umdrehen möchte, ließ ich ihn in beiden Händen ruhen, und saß unbeweglich in einer höchst peinlichen Stellung, den Blick auf den Vollmond gerichtet, der fortwährend in die vorüberfliegenden Wolken unterzutauchen schien.

Da schlug mich Etwas, wie Regentropfen, auf meine

linke Schulter, und ich glaubte, daß ich vor Angst in die Erde sinken sollte.

Es war die Stimme meines Vaters hinter mir.

„Nun Kind!“ sagte er mit ungewöhnlich sanfter Stimme, und fuhr fort, mich mit dem Finger auf die Schulter zu schlagen; „es ist am besten, daß Du von hinnen gehst. Komm' etwas weiter mit.“

Das Leben rieselte stark und warm durch mein Herz und ich sprang schnell empor.

„Halt! Kehre Dich um. Kannst Du den Schurf wieder erkennen?“

„Freilich! Ich habe oft Steinchen hinuntergeworfen; das Loch ist tief und unten ist Wasser.“

„Du sollst nie Steine in eine verlassene Arbeitsstätte hinabwerfen, hörst Du? Du könntest Jemand treffen, der Dich wieder träfe. Nun aber eile, daß Du zur Betstunde in der Stadt sein kannst, und halte Dich zur östlichen Bank im nördlichen Ende der Kirche. Sollte ich nachkommen und mit dem Bergmeister Thams sprechen, so ist's gut, und Du sollst Gott dafür danken. Wo nicht, sollst Du ihm nachgehen, sobald Du aus der Kirche kömmst, und ihn ersuchen, nach Deiner Anweisung anzufahren.*) Mein Häckel wird in der gehörigen Richtung liegen. Du findest es wohl.“

---

*) Hier, wie später an mehreren Orten, sind absichtlich Bergmannsausdrücke gewählt. Anfahren bedeutet: in den Schacht hinabsteigen.

Anmerk. des Uebers.

„Wollt Ihr aber nicht jetzt mit zurückkehren?“

„Nein, gefunden ist nicht gelöst. Ich muß noch eine Weile hinunter. Eile und geh’, wie ich Dir gesagt. Eine Lehre jedoch nimm mit auf den Weg, falls mir etwas Menschliches begegnen sollte: Thue nie mehr für den König, als Deine Pflicht! Keiner weiß Dir Dank dafür. Sorge für Dich und die Deinigen, wie Du am besten vermagst.“

Schnell kehrte er sich um und ging zur Schachtöffnung. Mit dem bewußtlosen Gehorsam eines Automaten setzte ich mich in Bewegung, und die Glocke hatte noch nicht aufgehört zu läuten, als ich in der schwach erleuchteten Kirche stand. Ich gab weder Acht auf das Gebet, noch nahm ich Theil am Gesange. Unruhig sah ich mich überall nach meinem Vater um. Der Bergmeister Thams saß einige Bänke von mir entfernt, und mehrmals glaubte ich meinen Vater sich ihm nähern zu sehen, ward aber jedesmal meinen Irrthum gewahr.

Gerade in dem Augenblicke, als in dem großen, unheimlichen Raume das Amen erscholl, fühlte ich einen leisen, aber wiederholten Schlag auf meine linke Schulter. Ich kehrte mich überrascht um; es war Niemand. Ich stand weit von den Uebrigen entfernt. Mir schwindelte und ich mußte mich an einem Pfeiler festhalten.

„Was fehlt Dir, Junge?“ fragte mich der Bergmeister Thams, der unter den hinausströmenden Anfahrern gerade in dem Augenblicke an mir vorbeikam, als ich am Pfeiler niederstürzte. — Als ich mich etwas erholt

hatte, richtete ich meinen Auftrag an den Bergmeister aus. Aufmerksam und erstaunt hörte er mich an. Es wurden sogleich Anstalten getroffen, meiner Anweisung zu folgen und meinen Vater aufzusuchen.

Da standen wir denn nun rings um die zerfallene Berghütte, deren Balken halb vermodert zu den Seiten der Bergwand lagen, und starrten in den Abgrund hinunter.

„Seht hier!“ rief Jemand, „hier sind Spuren von Händen und Füßen! Hier in diesen Stollen ist er hinabgestiegen. Weiter unten ist ein Ort. Seht Ihr, da blinkt das Häckel. Er sitzt gewiß ganz wohlgemuth da unten, und wartet auf uns, der alte Schalk.“

„Bergmeister! darf ich anfahren?“

„Glück auf!“ antwortete dieser. „Ist der Alte glücklich hinuntergekommen, wirst Du es auch wohl können.“ —

Um kurz zu sein, das Häckel lag wirklich mit dem Messinggriff über den Abgrund hin, und die Richtung des Stollens führte gegen die rechte Bergwand eines Orts, so daß das spitzige Ende des Häckels gerade auf einen körnigen Stein zeigte. Es ward genau nach der gegebenen Anweisung gearbeitet, und in der Länge der Zeit ward aus diesem Ort in der angezeigten Richtung ein Gang von bedeutender Länge. Die Stelle ward später — sonderbar genug, „—Andenken“ genannt. Das Andenken an meinen Vater dauerte nur kurz, sogar bei Frau und Kindern, glaube ich. Man fand keine Spur seines

Leichnams. Nur in meiner Traumwelt bewahrte ich sein Bild mit lebendigen Farben, und oft, wenn ich am Kirchenpfeiler stand, glaubte ich den leisen Druck eines Fingers auf meinen Schultern zu fühlen.

2.

Ein Mann erinnerte sich jedoch meines Vaters, oder wenigstens seines ihm gegebenen Versprechens. Dies war der Bergmeister Thams. Er nahm sich meiner und meines Bruders nicht nur als Versorger, sondern auch als Erzieher an. Als meine Mutter sich ein Jahr später mit einem Detailhändler in Drammen verheirathete, behielt er uns zwei Knaben bei sich und behandelte uns wie seine Kinder. Thams war ein sonderbarer Schwärmer. Ob er Rosenkreuzer war, oder zu einem ähnlichen Orden gehörte, weiß ich nicht; ich habe aber einige Gründe, dies anzunehmen. So viel ist gewiß, daß er ganz und gar im Ordenswesen und in geheimen Forschungen lebte und webte. Die Meisten spotteten über ihn, und allerdings that er Nichts, um weniger sonderbar zu scheinen, als er war. Viele aber verdanken ihm gute Rathschläge, solide Hülfe, und Andere unermüdete Aufklärung in den Elementen der Mathematik und Mechanik. Dieser Mann hatte einzelne Bewunderer und Anhänger; sie kamen aber, wie Nicodemus, nur des Nachts zu dem übel verrufenen Philosophen. Was nun mich und meinen Bruder August betrifft, so haben wir ihm Alles zu verdanken; und wenn wir seine Güte, seine nicht zu beschreibende

Aufopferung von Zeit und Ruhe für unsere Erziehung nicht gehörig schätzten, so geschah dies aus dem Grunde, weil Kinder und junge Leute sich nicht leicht denken, daß sie ihren Wohlthätern oder Lehrern zur Last fallen könnten, — theils daher, daß Thams mit aller seiner Güte und Sanftmuth uns erschrecklich peinigte mit dem Wust, den er Tag und Nacht in unsere Köpfe pfropfte. Mit Recht rechne ich die Nacht hinzu; denn in sternklaren Nächten jagte er uns aus unsern Betten und hielt astronomische und astrologische Vorlesungen über den Himmelsraum. Alles bei dem guten Manne war sieben. So hatte er sieben freie Künste und Wissenschaften, worin er uns theils selbst, theils durch einen jungen, der Bergwissenschaft beflissenen Mann Unterricht ertheilte, nämlich: Zeichnen — Schreiben — Logik — Musik — Mathematik — Mechanik — Physik.

Als ich achtzehn Jahre alt geworden, hatte ich es nicht weit in den sieben freien Künsten gebracht. Mein weit jüngerer Bruder war verhältnißmäßig viel geschickter. Ich aber merkte mir meine Träume, und fühlte am meisten Lust, über die Geheimnisse der Zahlen zu grübeln, und zeigte die größte Ehrfurcht vor mystischen Figuren, die den Tisch und die Wände meines Wohlthäters zierten.

„Es wird Etwas aus dem Jungen; die Natur hat ihn zu einem ihrer Priester ausersehen!“ sagte Thams einst von mir zu einem seiner wenigen Freunde. „Wie meinst Du, Bruder, sollte er nicht reif sein, das erste Licht zu schauen?“ Ein mit Schaudern vermischtes,

seliges Gefühl durchzuckte mich, das jedoch von den Redenden nicht bemerkt wurde.

Einige Zeit nachher ward ich wirklich unter die sieben Kämmerer des Ahasverus aufgenommen und erhielt meinen Ordensnamen. Die Einrichtung der Gesellschaft, deren Mitglied ich geworden, kannte ich nicht, und vielleicht hatte der Stifter selbst nur den Riß eines Gebäudes entworfen, das nie vollführt wurde, und aus dem, meines Bedünkens, nie Etwas werden konnte. Anstatt daß andere Gesellschaften, die durch ihren mystischen Schleier sich mehr und weniger glücklich Interesse zu geben suchen, aus dunkeln Wissenschaften eine Bildersprache entlehnt haben, die durch ihren moralischen oder politischen Sinn, den man hineingelegt hat, Werth erhält, hatte Thams mit seiner Gesellschaft zur Absicht, diese Wissenschaften selbst zu ergründen. Da aber die Lehrer nicht besonders eingeweiht waren, mußte das Ganze ein Possenspiel werden, wenn selbst die Gegenstände etwas Anderes als Mißgeburten der Phantasie gewesen wären. Wir Kämmerer des Ahasverus lernten vorläufig Lithomantie — Geomantie — Skiomantie — und Arithmomantie, und hatten die Hoffnung, Physiognomie — Chiromantie — zu erlernen, sammt — doch die Hoffnung lag noch fern — einige Ideen von der Necromantie zu erhalten. Zur Abwechselung wurde uns Etwas von der Oneirologie, Horoskopie und eine besonders unbegreifliche Einleitung zur „königlichen Kunst" vorgetragen. Man versprach uns, daß wir in dem verschlossenen Heiligthume des Tempels dereinst erwarten dürften, die

wahre Kenntniß vom Stein der Weisen zu erhalten, sammt Dämonomagie, Theurgie, und Theosophie zu lernen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, es ist sogar unvermeidlich, daß ich hier den einen Namen statt des andern geschrieben, und diese Quellen der Weisheit unrichtig geordnet habe; soviel aber weiß ich, daß es zweimal sieben Namen dieser Wissenschaften gab, die mitgetheilt werden sollten. Welche Beförderung den Kämmerern bevorstände, und wer Se. Majestät der König Ahasverus sei, darüber weiß ich Nichts mitzutheilen; denn in den vier Jahren, worin ich die cabalistische Weisheit studirte, erhielt ich keinen höhern Grad. Daß ich mich aber im herrlichsten Gleise befand, den Verstand zu verlieren, daran zweifle ich jetzt keinen Augenblick. Ich hörte am Tage, und sah des Nachts, was kein natürliches Auge, noch Ohr wahrnehmen konnte.

3.

Meine Kenntnisse und die Gunst meines Wohlthäters hatten mir vorläufig den geringen Rang über die andern Arbeiter verschafft, Aufseher zu werden. Außer den Arbeitsstunden ging ich in einer feinen Jacke und in weißer Wäsche, und wurde nicht nur von Thams, sondern auch von seinen Bekannten wie ein Verwandter von ihm behandelt. So behandelte man auch meinen Bruder August, obgleich er nicht so viel bei Thams galt, als ich. Er fühlte keine Lust, weder zu der anstrengenden Arbeit,

noch zu der geheimnißvollen Weisheit; er ward daher auch auf seinen Wunsch auf ein Handlungscomtoir in Christiania gesandt. Erst nach Verlauf mehrerer Jahre sah ich diesen meinen einzigen und geliebten Bruder unter Umständen wieder, die ich berühren werde.

Es stand mir jetzt eine überaus wichtige Veränderung meines Innern bevor, wodurch bald die künftige Richtung meines Schicksals entschieden ward. Ich war, wie alle Schwärmer, religiös, und dabei im höchsten Grade bigott. Meine religiöse Ueberzeugung war jedoch nur auf einen schwachen Grund gebaut, wenn sie überhaupt einen hatte. Ich vergaß nie, bei gewissen Fällen „in Jesu Namen!" zu sagen, und hielt mich völlig überzeugt, daß ich, wenn ich dieses Zauberwort sagte, nicht das Geringste von dem bösen Feinde zu besorgen hätte, den ich sonst in jeder Ecke vernahm. Uebrigens fürchtete ich mich, etwas Böses zu thun — das vom Teufel herstammt. Dieser glückliche Alltagsglaube ist für Tausende hinlänglich, und würde es auch für mich gewesen sein, hätte ich nicht einen so tiefen Fall gethan, der mich, meiner Meinung nach, in die Gewalt der bösen Mächte gebracht hatte. Dieser zermalmende Gedanke, aus dem meine religiösen Hülfsmittel mich nicht losreißen konnten, zwang mich, so zu sagen, mich in ein anderes Extrem zu stürzen. Doch ich will einigermaßen ordentlich in der Erzählung dieses meines Lebensabschnitts zu Werke gehen.

Bisher hatte kein weibliches Wesen Eindruck auf mein Herz gemacht, und doch war ich heimlich verlobt.

Eine Wittwe in mittleren Jahren, die sich durch Brotbacken, und so oft sich Gelegenheit dazu darbot, durch Kuchenbacken für die Vornehmeren ernährte, hatte mich mit ihrem Wohlwollen beehrt, und ließ mir durch eine schickliche Unterhändlerin einen Vorschlag machen, der mir annehmlich schien. Außer Haus und Mobilien besaß sie eine kleine Summe Geldes, die für einen weiterstrebenden, jungen Mann mehr als vier Procent abwerfen konnte. Sie hatte ihrerseits zur Bedingung gemacht, daß ich nicht eher als ihr Bräutigam auftreten durfte, als bis ich Steiger geworden sei, welche Würde ihr seliger Mann gehabt hatte. Da ich in diesem Falle mich nun meinem Gönner nicht anvertrauen durfte, dessen Mißbilligung ich vorhersah, und ich sonst keinen Vertrauten hatte, schloß ich dreist den Handel auf eigene Hand, obgleich nicht ohne Aengstlichkeit, ab. Mutter Dorothea nahm die Sache mit einem gewissen feierlichen Ernst, nahm Gott zum Zeugen unsers reinen Bündnisses, und bot mir einen Kuß, den ich mit geziemender Ehrerbietung annahm.

„Ein Jahr mußt Du noch warten, mein Herzliebchen! denn früher kannst Du, wie ich höre, nicht Steiger werden, und wegwerfen will ich mich nicht. Du sollst jedoch stets zu einer Wurst, oder einem gebratenen Fisch willkommen sein, so oft Du von der Arbeit kömmst." Die Unterhändlerin, gewöhnlich die Krähe genannt, war die dritte in unserm stillen Bunde, und versäumte nie, sich bei unserer Wurst- oder Fischmahlzeit einzufinden. Das Bild meiner Verlobten mischte sich nie in meine Träume, so viel weiß ich gewiß.

Es dauerte jedoch nicht lange, ehe die Liebenswürdigkeit eines andern Wesens mein bisher so ruhiges Herz in Wallung brachte. Die Blutsfreundin des Berghauptmanns, Fräulein von Stampe, war eine üppige Schönheit. Hohe und Geringe sprachen von ihr als einem eben so schönen, als tugendsamen Frauenzimmer, und ich hatte dann und wann Gelegenheit gehabt, die Sonne Kongsbergs zu sehen und zu bewundern, ohne von ihren Strahlen erwärmt zu werden. — Eines Abends fand ich meine Verlobte von Mehl, Eiern, Rahm und den nöthigen Backingredienzien umgeben.

„Bist Du da, mein Goldjunge!" lispelte sie freundlich. „Sieh, da steht eine Tasse starken Kaffees für Dich. Trinke sie schnell aus und dann trolle Dich wieder. Es kommen heute Fremde zu mir. Denk einmal, Fräulein Stampe will die Zuckerbäckerei bei mir lernen. Alles dies hat sie hergeschickt, und ich soll sie in Allem unterrichten. So lange dies dauert, kömmt sie jeden Sonnabend her, und ich kann sie nun jeden Augenblick erwarten. Du liebster Gott, da ist sie schon! Geschwind, mein Schatz, in die Kammer hinein und durch's Fenster hinaus; ich werde es dann zumachen. Es wäre schlimm, wenn sie Dich hier sähe." Ich gehorchte, und schlüpfte hinein, gerade als die Stubenthür geöffnet ward und ich im Begriff stand, das Fenster im Schlafzimmer meiner Wittwe zu öffnen, um mich in den finstern Herbstabend hinaus zu begeben, als eine unbezwingliche Neugierde mich bewog, zu zögern und von meinem eingeschlossenen Orte die Schöne durch das Lugfenster der Thür zu betrachten.

Mit gehörigen Complimenten empfing Dorothea die Eintretende, die in aller Schnelle Hut und Mantel abwarf und sich vor den Schornstein stellte, um die erstarrten Hände zu wärmen. Zum ersten Mal betrachtete ich in der Nähe und mit Interesse das blühende Gesicht und die schöne üppige Figur. Jedes Wort von ihren Lippen machte einen angenehmen Eindruck auf mich, und ich vergaß ganz und gar, die Flucht zu ergreifen.

„Zuerst wollt' ich Mandelbrot backen lernen, Mutter Dorothea, denn das ist der Lieblingskuchen des Berghauptmanns."

„Ja, man hat mir Bescheid ertheilt, liebes Fräulein, und Alles, was dazu nöthig ist, hat man richtig hergesandt. Nun will ich nur — —" bei diesem „nur" eilte meine Verlobte in ihre Kammer hinein und ohne Verdacht schob sie die Thür zurück, hinter der ich mich verblüfft verbarg. Da ich auf meiner nicht unternommenen Flucht die Fensterhaken heruntergelassen hatte, setzte sie sie in aller Eile wieder auf und machte die Thür hinter sich zu, indem sie zu ihrer Schülerin hinaustrat.

Es ist nicht meine Absicht, einen schlüpfrigen Roman zu schreiben, nicht einmal, einen anziehenden Beitrag zu einer Unterhaltungslectüre zu liefern. Ich bin nur gesonnen, den Entwickelungsprozeß meines Wesens zu enthüllen, und dazu ist es hinreichend, anzuführen, daß das reizende Mädchen, unbekümmert um ihre geschäftige Lehrerin, Kleid und Halstuch ablegte, ihre schönen Formen über den Teig hinüberbog, und mein Blut so wie meine

Phantasie in einen heftigen Aufruhr brachte. Erst, als die Arbeit beinahe beendigt war, sammelte ich mich in dem Maße, um für meine Sicherheit und Dorotheas Ruf zu sorgen, indem ich es ihrem Erstaunen überließ, die Fensterhaken auf's Neue aufzusetzen.

Von dieser Stunde an hatte ich sowohl Tag als Nacht Stoff genug zum Träumen, und vergebens suchte ich die sündhaften Gedanken zu verbannen; sie waren zu angenehm und überwältigten meine religiösen Bedenklichkeiten und philosophischen Grübeleien. Es geschah öfter, daß ich beim Berghauptmann aufwarten mußte, wenn er Gesellschaft hatte, und mit der Dreistigkeit und Unbesonnenheit flammender Leidenschaft verfolgte ich das Fräulein Stampe, wo sie ging und stand, mit meinen heißen Blicken.

Einst auf einem Balle hatte ich in einem kleinen Seitenkabinet meinen Platz am Schenktisch. Mein Auge ruhte blitzend auf der reizenden Dame, die im Ballsaale saß, und zwar so, daß ich ihr durch die offenstehende Thür gerade in's Gesicht sehen konnte. Plötzlich stand sie auf, ging eilig ins Kabinet, wo ich eben allein stand hinter Flaschen und Gläsern, und sagte, indem sie ein Glas Limonade ergriff:

„Mein lieber Edinger! Du darfst mich wahrlich nicht so anstarren. Man könnte es bemerken, und dann würde man Dich auslachen."

„Lachen Sie denn nicht, Fräulein?" sagte ich dreist.

„Nein, nein! betrachte mich nun von oben bis unten, und laß es hernach sein!“ Dies sagte sie in einem so freundlichen Tone, daß ich vor Entzücken verging. Ihr freundlicher Blick begegnete auf einen Augenblick dem meinigen, und es lag Etwas in diesem Blick, das die Schranken zwischen dem Sammet und der Bergmannskutte fallen ließ. Da kehrte sie sich schnell um und verschwand eiligen Schrittes. — An jenem Abend, in jener Nacht brauchte ich sie nicht mehr zu sehen, um glücklich zu sein.

Unter Claudia von Stampes Anbetern war ein deutscher Forstjunker, ein Edelmann, Namens L—, ein heiterer, gutmüthiger Mann, aber abgelebt und leichtsinnig. Ich hatte ihn oft gesehen und gesprochen, besonders bei Thams, wo er beinahe täglich ins Haus kam und bisweilen den Abend zubrachte, obgleich er und mein Bergmeister durchaus nicht harmonirten. L— spottete über die geheimen Wissenschaften, über Religion und besonders über die Priester. Der noch in Norwegen unbekannte, neue französische Ton hatte an ihm einen eifrigen Anhänger, und Thams schickte mich öfter hinaus, wenn die Ausfälle des kecken Spötters zu beißend wurden. Einst, als der Forstjunker gegangen war, sagte er laut zu sich selbst: „Die unschuldige Claudia! es thut mir leid um sie, falls sie in die Hände dieses frechen Menschen geräth! Ein Mensch ohne alle Grundsätze, der mit einer Art unechten Witzes seine Dummheit bekleidet. Er wird sie an Leib und Seele verderben.“

„Gott bewahre sie davor!" rief ich erschrocken, „Sie müssen sie warnen!"

„Ei, bist Du da! Was geht das Dich an, mi puerule!" sagte der Bergmeister etwas überrascht. Ich ward sehr verlegen, und eilte fort nach meiner Dulcinea, um pflichtgemäß Reiswurst zu essen.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des vierten Manuscripts.

Hier fand der eifrige Leser eine Lücke, die ihm sehr unwillkommen war. Die Abtheilung Nr. 4, welche hätte folgen sollen, war nämlich aus dem Originalmanuscript ausgerissen, und fehlte demnach in der Uebersetzung. Dabei war nichts zu machen und Torkild begann also mit Nr.

5.

Mein Inneres war von den widersprechendsten und gewaltsamsten Gefühlen zerrissen. Ich verdammte meine Freude, und fühlte mich glücklich über mein Verbrechen. Erfüllt, wie ich war, von Geistern aller Art und ihrem möglichsten Wesen und Zustande, empfand ich ein mit Schauder verknüpftes Interesse, den Uebergang meiner Seele zum Wesen des Teufels zu studiren. „Auch die Teufel fühlen ja eine Freude in ihren bösen Gedanken

und Handlungen, ja setzen sogar ihre ganze Freude darein. Allein diese Freude ist nichts als Verzweiflung und Jammer", u. s. w. „Diese verderblichen Zusammenkünfte müssen auf die eine, oder andre Art unterbrochen werden", sagte ich bisweilen während einer vernünftigern Reue zu mir selbst, und nichts wäre in der That leichter gewesen, da jede unserer gefährlichen Abendpromenaden von beiden Seiten durch oft schwierige Intriguen sorgfältig vorbereitet werden mußten.

„Liebes Fräulein!" sagte ich einst nach langem Kampf mit mir selbst; „wäre es nicht besser, daß ich auf diese angenehmen Promenaden verzichtete? Ihr Ruf — —"

„Fräulein?" antwortete Claudia erstaunt und ließ meinen Arm fahren: „Fräulein — und Sie —! Diese Wörter sind in Deinem Munde die bitterste Ironie, Edinger. Die Scheidewand der Etikette ist zwischen uns niedergerissen, und kann eben so wenig wieder aufgeführt werden, als ich meine Küsse zurücknehmen kann. Bist Du aber meiner Liebe überdrüssig, weil Du sie gewonnen hast, so gehe — mache andre Mädchen unglücklich mit Deinen heuchlerischen Augen."

Claudia wandte sich weinend von mir ab und ich — war entfernter von meinem Vorsatz, als je. Das Strafbarste bei dieser Liebeständelei war meine Treulosigkeit gegen Dorothea, und ich beschloß daher, so viele Ueberwindung es mich auch kosten möchte, diese rechtschaffene, freundliche Frau zu ersuchen, mich meines Gelübdes zu entbinden. Allein der Augenblick zu einer solchen, immer

peinlichen Scene ward von Woche zu Woche aufgeschoben, bis das Schicksal mich unerwartet desselben überhob. Während mehrerer Tage war die Wittwe unpäßlich gewesen, ohne daß sie, noch sonst Jemand ihr Unwohlsein für gefährlich gehalten hätte. Den dritten Morgen war sie hingeschieden. Mein Erstaunen über ihren plötzlichen Tod erregte größere Zufriedenheit in mir, als ich mir selbst gestehen wollte, und meine Freunde, besonders aber Fräulein Stampe, fragten mich verwundert, welch' ein Glück mir plötzlich widerfahren sei. Es fiel natürlich Keinem ein, den Tod der fast unbekannten Wittwe in die geringste Verbindung mit meiner Person zu bringen, ehe einige Tage später, als das Gericht sein Siegel von ihrem Schrank abnahm und ein Testament fand, worin ich, Edinger Gandel, zu ihrem Universalerben eingesetzt war. Dieser Zug ihres Wohlwollens war um so rührender, als die Verstorbene, während sie noch lebte, nie etwas darüber geäußert hatte. Ich weinte heiße Reuethränen, erhielt mein Erbe und wagte nun, wenigstens in einzelnen, glücklichen Augenblicken, an die Möglichkeit zu denken, Claudia's Hand zu gewinnen. Sie war freilich adeliger Herkunft, allein ohne Vermögen; — ich — konnte sammt meinem Erbe in meinem Stande kaum wohlhabend genannt werden; ich besaß jedoch nun etwas, wofür ich reisen und etwas lernen konnte; ich war jung und würde, von Liebe angespornt, die auffallendsten Fortschritte machen.

Mit solchen Gedanken und Hoffnungen bezog ich also mein neues Haus, das ich gleich in Besitz nahm,

weil Thams gerade im Begriff stand, die Bergstadt zu verlassen, und ich demnach meinen Aufenthalt bei ihm verlor. Mein guter Bergmeister war nach der Hauptstadt berufen worden, um einer Commission beizutreten. Bei seiner Abreise gab er mir gute Rathschläge und Ermahnungen, und das Versprechen, mich, sobald sich die Gelegenheit ihm darböte, nach Kopenhagen als „bergkundiger Commissionsschreiber" nachkommen zu lassen.

„Versäume Deine täglichen Geschäfte nicht, mein Junge", sagte er, schon reisefertig; „hast Du aber einige Zeit übrig, so arbeite an Deinen Wissenschaften; sie zieren unsere guten, und sind unsere Zuflucht in den schlimmen Tagen, sagt ein griechischer Verfasser und zwar mit Recht. Nun wird wohl vorläufig nicht in der Halle der sieben Diener gearbeitet werden, ehe ich — mit Gott — wiederkehre. Versäume deshalb aber nicht zu lesen und zu denken. Behalte dieses kleine Buch als ein Andenken von mir." Er gab mir ein von ihm verfaßtes und kürzlich in Kopenhagen und Leipzig erschienenes Buch in den geheimen Wissenschaften. „Durch Hülfe der Tabellen kannst Du Dir die Sache erleichtern, wenn Du ein Horoskop stellst."

Durch Dorothea's Tod und die Abreise meines Pflegevaters fielen alle Schranken meiner bisherigen Lebensart weg und in meinem zwanzigsten Jahr genoß ich eine Unabhängigkeit, die mir neu und angenehm war, zugleich aber etwas beängstigendes für mich hatte. Noch eine unerwartete Veränderung trat im Laufe des Winters ein. — Bei der Wahl eines Steigers war man

schon zum zweiten Mal an mir vorbeigegangen. Es war wieder ein Steigerposten vacant, und in besonnenen, aber bestimmten Ausdrücken wagte ich, mich bei meinen Vorgesetzten über die vorigen Zurücksetzungen zu beklagen, und mich zur Erhaltung des nun erledigten Postens zu empfehlen. Die Antwort, die ich erhielt, machte mich vollkommen sicher. Bei der Sonnabendszusammenkunft in der Bergamtsversammlung ging ich der Wohnung des Oberberghauptmanns langsam vorbei, um einige Blicke mit Claudia zu wechseln, oder wenigstens eine telegraphische Nachricht zu erhalten. Zu meinem Erstaunen las ich Zeichen, die eine Einladung auf den Mittag um 2 Uhr enthielten.

„Welche Albernheit!" dachte ich etwas unwillig über ihren Scherz, der nahe an Spötterei grenzte. Es war nämlich große Mittagsgesellschaft bei Sr. Hochwohlgeboren. Ich hatte dagegen die Zusage zu einer Zusammenkunft am Abend erwartet, sobald die Herren am Spieltisch Platz genommen hätten.

Hierbei war nichts zu thun; ich mischte mich unter die Steiger, die auf den neuen Kameraden warteten.

Wir hatten eine Zeitlang in dem äußern Saal gestanden, als die Thür zum Zimmer der Beamten geöffnet wurde, und der Secretair jemand, Namens John Johnsen, hereinrief.

„Das ist doch wohl nicht möglich!" sagte Einer der mir Zunächststehenden.

„Dummes Zeug!" antwortete ein Anderer; „Es kann ja wegen einer andern Veranlassung sein."

„Versteht sich; Gandel ist seiner Sache ja gewiß, Steiger zu werden."

Und doch — Johnsen kam mit einem freudestrahlenden Gesicht heraus, und mit ihm der Secretair, der uns verkündete, daß der vorige Aufseher John Johnsen als Steiger an der und der Grube angestellt sei.

Meine Kameraden stießen einander an und warfen beobachtende Blicke auf mich. Dieses Mienenspiel vermehrte meine Qual und meine Erbitterung, und nur mit Mühe bekämpfte ich meinen Drang, in Schimpf- und Fluchreden auszubrechen.

In verschiedenen Veranlassungen ward bald der Eine, bald der Andere hereingerufen; so erscholl denn auch mein Name in der Thür.

„Der Schichtmeister Daries hat darauf angetragen," fing der Oberberghauptmann in seinem gewöhnlichen feierlichen Ton an, „daß ihm vom Oberbergamt ein Gehülfe beigesellt werden möge, weil seine Altersschwäche mit jedem Tage zunimmt, er aber dabei wünscht, in dem ihm allergnädigst anvertrauten Amt zu verbleiben, bis er von Allem gehörige Rechenschaft abgelegt hat. — Weshalb das Oberbergamt den bisherigen Aufseher Edinger Gandel zu seinem Coadjutor ausersehen hat, und zwar, daß er von heute an sein Amt antritt und die damit vereinigten Dienstgeschäfte übernimmt. Herr Gandel hat demnach bis weiter den Namen und die Stelle eines Schichtmeisters und bezieht das halbe Gehalt, wogegen die andere Hälfte dem Herrn Daries zuerkannt wird.

Darauf folgten einige andere Bestimmungen. Se.

Hochwohlgeboren empfingen gnädigen Blicks meine Danksagungen, und die weniger vornehmen Mitglieder der Versammlung reichten mir die Hände, und zeigten mir den leeren Stuhl an, der den Platz des alten, abwesenden Daries bezeichnete. Der Secretair öffnete die Thür und verkündete der draußen harrenden überraschten Versammlung, was aus dem verhöhnten Steigercandidaten geworden sei.

Ich habe mich etwas weitläuftiger bei diesen Geringfügigkeiten aufgehalten, weil sie die kindische Starrköpfigkeit bezeichnen, womit das Bergamt, wenigstens damals, sich das Ansehen einer Regierungsmacht zu geben suchte. Ich sollte noch länger bei diesem Gegenstande verweilen, um zu beschreiben, wie der Dämon des Ehrgeizes neben den früheren Dämonen seinen Wohnplatz in meinem Herzen aufschlug. — Der deutsche Forstjunker, der eine Art Ehrenmitglied der Versammlung war, kam hin zu mir, sagte mir allerlei Complimente und bot mir seine Freundschaft an; von Dankbarkeit und Freude erfüllt, empfing und erwiederte ich den Handdruck des Mannes, obgleich ich bis zum damaligen Augenblick Unwillen und eine gewisse Geringschätzung gegen den ungläubigen Spötter und windigen Großprahler gefühlt hatte.

Als die Sitzung aufgehoben, wurde ich von dem in Livree gekleideten Diener aufgehalten, der mich zur Mittagstafel einlud. Schwindelnd über mein Glück stürmte ich nach Hause, warf Schurzleder und Kappe in die Ecke und wollte meine feine, blaue Jacke, trotz ihrer fehlenden Schöße, anziehen, als mein Blick auf einen Stuhl

fiel, wo, o Ueberraschung! ein geschmackvoller Leibrock von violettem Tuch mit gelbem Unterfutter und eine sehr hübsche Weste von geblümtem Damast ausgebreitet lagen. Daß diese Kleider ein Geschenk von Claudia waren, konnte ich leicht einsehen, wenn auch der kleine an denselben befestigte Zettel gefehlt hätte.

Sobald ich meine Toilette gemacht und mich vor dem Spiegel in einem ungezwungenen Benehmen geübt hatte, ergriff ich ein spanisches Rohr, das Thams zurückgelassen hatte, und spazirte mit langsamen Schritten und steifer Haltung durch die staunende Menge, die in den Straßen wanderte. — — —"

Sowohl am Schlusse dieses Abschnitts, wie auch am Anfang des folgenden, fehlten einige Blätter.

6.

— — — „Mein neuer Lehrling war sehr aufmerksam, und, obgleich er eben keine tiefen Kenntnisse hatte, begriff er doch ziemlich gut nicht nur die astronomischen, sondern auch die astrologischen Aphorismen, die ich in ihn hineinpfropfte. Ueberhaupt war mein Vortrag gerade für einen unwissenden und thörichten Menschen geeignet, der das Ziel ersehnt, ohne den Weg dazu wandern zu mögen. Die Anleitung, die in Thamsens Buch zu finden war, studirte er fleißig mit mir, und erklärte mir die Stellen, die ich wegen der Unkenntniß der Sprache, worin sie verfaßt waren, nicht verstehen konnte. (Der

Titel jenes Buches ist: Die nach astronomischen Lehrsätzen lehrende Chiromantie nebst der Geomantie und Physiognomie. Kopenh. und Leipz. 1749). Während ich mich meines Sieges über L—s Unglauben freute, merkte ich freilich nicht, wie er nach und nach meinen Glauben wankend machte, oder wenigstens mich in vielen, und zwar den wichtigsten Punkten indifferent machte. Besonders schädlich wirkte auf mich des Forstjunkers leichtsinnige Moral, weil dieselbe in Sophismen dargestellt wurde, die mir schlagende Beweise schienen. Eine Vertheidigung des Eigennutzes lautete z. B. folgendermaßen: Die bürgerliche Gesellschaft besteht aus Individuen, und wenn jedes Individuum auf die richtige Art für sich sorgt, ist es die würdige Fürsorge des großen Weltgeistes, daß daraus das Wohl des Ganzen entsteht. — Diese Theorie habe ich viele Jahre für mich und Andere zu entwickeln gesucht. Nur zu spät habe ich eingesehen, wie schädlich mein daraus gebildetes System ist, selbst wenn man, wie ich, alle Tugenden daraus abzuleiten sucht. Dieser Versuch befindet sich in einer anonymen Abhandlung von mir: L'Egoisme defendu; Bruxelles 17... Doch, es führt mich zuweit von dem Zweck dieser Blätter, mich länger bei der Sophisterei aufzuhalten.

Der Forstjunker und ich brachten den Rest des Winters und den nächsten Frühling damit zu, unsere eignen und die Horoskope unserer Bekannten aufzustellen, und zwar mit einer Genauigkeit, die auf etwas Besseres hätte verwandt werden können.

Zuerst mußte der angegebene Geburtsmoment und

der in demselben aufgehende Planet (von denen die Sonne der vierte war), genau aufgezeichnet werden, nebst den Aspecten desselben, und darnach wurde der Character und die Zukunft des Gebornen nach den Erfahrungen der Astrologen vorläufig notirt. Dann kam man zu den zwölf Himmelszeichen, von denen jedes von einem Herrn beherrscht wird und in drei Wohnungen eingetheilt ist; darauf folgten die 28 merkwürdigen Sterne, die sich in der einen oder andern dieser Wohnungen befinden, und besonders reiche Beiträge darbieten, das Schicksal des Gebornen vorauszusehen. Zuletzt gibt es noch 36 Sternbilder, die auch zu Rathe gezogen werden müssen.

Jetzt habe ich seit vielen Jahren es aufgegeben, mich mit dieser, auch als Gesellschaftsspiel betrachtet, anziehenden Kunst zu beschäftigen. Ich bin nicht Willens, Anhänger derselben zu gewinnen, allein als Derjenige, der ihre Grundsätze und die Ausübung derselben kennt, und die mannigfachsten Proben von der Zuverlässigkeit ihrer Aussagen gehabt hat, darf ich wohl alle Diejenigen eines übereilten Urtheils beschuldigen, die ohne Sachkenntniß frischweg in absurdo erklären, was die weisesten Männer der Vorzeit erfunden haben, eine Kunst, der es während der Reihe von Jahrhunderten nie an Verehrern gefehlt hat. Es ist nur zu gewiß, daß die Kunst gefährlich ist, so lange sie der Besitz Einzelner bleibt. Sie können sie, wie alte Weiber, mißbrauchen, die aus dem Bodensatz des Kaffees prophezeihen.

Was mein Verhältniß zum Fräulein Stampe betrifft, betrachtete ich sie nun mit Recht als meine heim-

lich mit mir Verlobte, und hatte bei den interessanten Zusammenkünften keine andere Bedenklichkeit, als die, welche die Schwierigkeit, sie geheim zu halten, oft genug herbeiführte. Denn daran war nicht zu denken, daß der nur substituirte Schichtmeister in eine adelige Familie würde aufgenommen werden. Wie aber Claudia meine erste Anstellung ausgewirkt hatte, würde sie durch ihren Einfluß mich noch höher steigen lassen, und für das Uebrige sollte ich dann selbst sorgen; Thams könnte vielleicht in seiner dermaligen Lage auch etwas für mich thun. Die Art, wie Fräulein Stampe für mich intriguirt hatte, zeugt zu sehr von ihrer Finesse, um an diesem Orte übergangen zu werden. Sie war es, die zweimal meine Beförderung zum Steiger vereitelt hatte, indem sie beide Male mit Wärme meinen Mitbewerbern das Wort redete, und da der Oberberghauptmann fand, daß es eine zu große Unbilligkeit sein würde, zum dritten Male den braven Edinger zurückzusetzen, und auf der andern Seite inständige Fürbitten für John einliefen, ließ sie ihr Mine springen.

Ich lebte in meinem kleinen, freundlich verzierten Hause, zufrieden mit der Gegenwart und reich an Hoffnungen für die Zukunft. Die schöne, verständige Claudia, von zahlreichen Anbetern umgeben, liebte nur mich, den schlichten, jungen Mann. So oft ich, als der unbedeutendste in den Gesellschaften, mich nur von Ferne in dem Kreise der beaux esprits nähern durfte, welche die Damen umkreisten, und sie bald den einen, bald den andern vertraulich anreden hörte, da that es mir herzlich

wohl, zu wissen, wie wenig diese Vertraulichkeit zu bedeuten habe, um die sie deutlich zu wetteifern und sich gegenseitig zu beneiden schienen. Besonders hatte ich insgeheim meinen vornehmen, aber einfältigen Freund, den Forstjunker, zum Besten, weil er sich wirklich mit der Hoffnung schmeichelte, von Claudia geliebt zu werden, und nur auf eine Anstellung wartete, um auf Freiersfüßen vor das Fräulein und ihre vornehme Familie zu treten.

Den ganzen Sommer hindurch war ich glücklich, so glücklich, wie ich es nie früher gewesen war, obgleich die Augenblicke, die ich mit Claudia allein zubringen konnte, sparsam und doch im eigentlichsten Sinne nur Augenblicke waren. Mit Sehnsucht wartete ich auf die finstern Abende. Sie erschienen, und mit einer Freude, die nur ein Liebender zu fassen vermag, bereitete ich in meiner kleinen, einsamen Wohnung Alles zu einem traulichen Abendfest vor. Claudia hatte versprochen, einige Stunden bei mir zuzubringen, und nun lächelten Liebesgötter mir aus jeder Ecke entgegen.

Zur bestimmten Zeit trat meine Geliebte über meine geringe Thürschwelle. Mit zitternden Händen nahm ich den sie verhüllenden Mantel ab. Ein ängstlicher Zug mischte sich in Claudias Freundlichkeit und ließ sich kaum durch meine Künste, sowohl als Wirth, wie als Anbeter verscheuchen. Allein — das Gefühl ungestörter Sicherheit hinter wohlverwahrten Fensterladen und Thüren — die kleine arcadische Mahlzeit in einem freundlichen, warmen Zimmer — und der Geliebte an der Geliebten

Seite — da versteht es sich, daß die Lebensgeister meiner Claudia aufthauten, und sie die Liebesgöttin selbst war.

„Alles hat seine Zeit," sagte Fräulein Stampe mit einem ernsten Lächeln, als ich ein spätes Nachtessen auftischen wollte. „Nun mußt Du mich nach Hause begleiten. Erst aber eine vertrauliche Mittheilung, die ich so lange, als möglich, aufgeschoben habe. Deshalb habe ich heute eigentlich alle Schwierigkeiten überwunden. Wisse denn, mein lieber Gandel, daß ich Grund habe, die Folgen meiner zu heftigen Liebe zu Dir zu erwarten, oder ohne Umschweife, daß ich mich Mutter fühle."

Röthe und Blässe, Hoffnung auf die Zukunft und Reue — ich weiß nicht, was das Uebergewicht bei mir hatte. Ich preßte ihre Hände an meine Lippen und benetzte sie mit Thränen, bat um Verzeihung, versprach ihr mein ganzes Leben zu opfern, fing an zu trösten, meine Pläne darzustellen, wie —

„Fasse Dich doch, Du lieber, heftiger Mensch! Ich mache Dir ja keine Vorwürfe; kaum fühle ich Lust, mir selber etwas vorzuwerfen; eben so wenig überlasse ich mich der Verzweiflung. So unwissend bin ich denn auch nicht gewesen, daß ich ganz und gar von meinem Mißgeschick überrascht worden wäre. Es versteht sich jedoch, ich muß mich so bald als möglich verheirathen."

„O Du erhabene Seele!" rief ich aus, vor Freuden im siebenden Himmel, und sprach in froher Verwirrung von meinem Glück, von ihrem und meinem Stande, von den Aussichten, ihr einmal den Rang wiedergeben zu können, von dem sie jetzt herabsteigen müßte.

Etwas ungeduldig hörte Fräulein Stampe meine Beredtsamkeit an; endlich drückte sie lächelnd die Hand auf meine Lippen.

„Du irrst Dich ganz und gar, Gandel, wenn Du glaubst, daß ich eine geringfügigere Thorheit durch eine größere wieder gut machen will. Armer Junge! wie unglücklich würdest Du mit der Nichte des Oberberghauptmanns werden, und ich — mein Freund! Nein — das Schicksal hat besser für uns Beide gesorgt; ich reiche unserm Freund, dem Forstjunker, die Hand, der überdies meinen Onkel zum Fürsprecher erhalten hat. Er muß — nun wohl, ich brauche mich nicht näher zu erklären. Es wird seine Sache, unsere dummen Streiche wieder auszugleichen. — Was fehlt Dir, Edinger? Du wirst so wunderlich! So stirb doch nicht in meinen Armen! Du siehst so grauenhaft aus."

Fräulein Stampe erschrak sehr, und dies war nicht das einzigste Gefühl, das sie überfiel. Denn kaum hatte ich so viele Herrschaft über mich selbst gewonnen, um reden zu können, als sie in ein heftiges, krampfhaftes Weinen ausbrach, und mich ersuchte, nicht zu glauben, daß sie so kalt und gefühllos sei, als sie meinetwegen zu scheinen gesucht habe.

Diese ihre Worte und Thränen entwaffneten meine Erbitterung und schmolzen die Eisrinde der Verhärtung. Ich bat und beschwor sie, der Stimme der Natur und der Pflicht, so wie dem Rufe der Liebe zu folgen — daß sie sich nur einen Augenblick von den Fesseln der Conve-

nienz und des Standes abkehren und sich vorstellen möge — —"

Claudia aber schüttelte langsam ihren schönen Lockenkopf, preßte ihre Lippen gegen die meinigen zu einem langen, langen Lebewohl, und bat mich, Trost in der Nothwendigkeit zu suchen, wie sie es thäte. — Stillschweigend begleitete ich sie nach Hause. Es war mir unmöglich, eine Silbe hervorzubringen, nicht einmal ein Ja oder Nein auf ihre einzelnen Fragen. Ohne ihren Händedruck zu erwiedern, kehrte ich um und stürzte fort, so weit mich meine Beine tragen wollten.

Den nächsten Morgen lag ich in einem bewußtlosen Zustande unter einem Baum. Man brachte mich nach Hause und ins Bett. Erst nach Verlauf einiger Wochen hatte meine starke Natur den Sieg über die Krankheit davongetragen. Ich war aber von einer innern Schlaffheit ergriffen. Vielleicht war dies ein Mittel, dessen sich die Natur bediente, um meiner Herzenswunde Zeit zum Heilen zu geben.

Die Verlobungsgesellschaften, und sogar die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden von meinen mich besuchenden Freunden mit der größten Umständlichkeit besprochen, weil sie natürlich ein leichtes Conversationsmittel zum Gespräch mit einem Reconvalescenten abzugeben schienen. Sie machten auch keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Nur den Anblick L—s konnte ich nicht ertragen. Die schändliche Betrügerei gegen einen verdachtlosen Mann drückte centnerschwer meine Brust, und ich saß wie auf Kohlen bei den freundschaftlichen Besuchen, die er mir einige

Male abstattete. — Im Anfang des Winters reiste der Forstjunker mit seiner Gemahlin ab. Sie sandte mir durch einen Bekannten mündliche Grüße, und ich war recht froh, daß ich wegen meiner Schwäche nach der Krankheit keinen Besuch abzustatten brauchte. Jedoch, er wäre wohl auch nicht angenommen worden.

7 und 8.

Diese Abschnitte sollen von meinem Reisejournal ergänzt werden.

Elftes Kapitel.

Zweite Fortsetzung des vierten Manuscripts.

9.

Diese vier genußreichen Reisejahre haben mich zum Weltmann ausgebildet und mich mit einer Menge Kenntnissen bereichert, unter denen die der fremden Sprachen wohl die solideste ist. Mein sehr feines Ohr und biegsames Organ nahmen mit einer Leichtigkeit, die meine Umgangsfreunde überraschte, die Eigenthümlichkeiten der französischen, deutschen und englischen Sprache auf, so daß meine Muttersprache die Sprache war, die ich am wenigsten rein sprach; denn so muß ich wohl die norwegische benennen. Von meinen mystischen Studien hatte ich nur einen dunkeln Umriß in meiner Erinnerung bewahrt. Desto besser aber hatte ich meine mathematischen Vorkenntnisse zur Mechanik benutzt, worin ich wirklich Etwas leisten konnte. (Hier werden die letzten Blätter des Journals eingeschaltet).

— — Ohne irgend eine Empfehlung, die ich benutzen wollte, ohne fremde Hülfsmittel, betrat ich auf's Neue Norwegens Küste. Kongsberg, wo ich leicht eine Anstellung gefunden haben würde, fühlte ich keine Lust, wiederzusehen; ich beschloß daher als Mechaniker zu privatisiren.

Einige Zeit hindurch ging es mir ziemlich schlecht, bis ich einen Kunden und Gönner in dem Bischof Wölner fand. In seinem Hause war ich sehr wohl aufgenommen; mein Leichtsinn aber ward die Quelle mannigfachen und langwierigen Unglücks für mich und diese würdige Familie. Hier wird es jedoch erforderlich sein, bis zu dem Punkt in meinem Reisebericht zurückzugehen, wo ich, von meinem Hofmeisterposten verabschiedet, mein Glück in England zu versuchen beschloß, wo ich den vorhergegangenen Sommer so vielversprechende Bekanntschaften gemacht hatte. Auf einem Postwagen war ich nämlich mit einem Mann von mittleren Jahren und einem blassen, kränklichen, hypochondrischen Aussehen, bekannt geworden, der mich durch die Sicherheit interessirte, womit er die vorkommenden Gegenstände beurtheilte. Er schien mich leiden zu mögen und es entspann sich unter uns ein gewisser Vertraulichkeitsfaden, wie es öfter auf Reisen geht. In den Wirthshäusern stiegen wir ab und nahmen, sobald es weiter ging, wieder unsere Plätze neben einander ein. Der Diener des Fremden, der einen äußern Platz hatte, nannte ihn: Herr Baron, welchen Titel ich denn auch gebrauchte. Mich nannte der Baron: mein Herr.

„Ich reise nicht weiter," sagte ich, als der Wagen vor einem Hotel für Reisende in einer Stadt stille hielt, deren Namen mir nicht mehr beifällt. „Ich werde hier Briefe erwarten, um danach eine Bestimmung wegen meiner übrigen Reise zu nehmen."

„Das ist mir lieb," antwortete der Baron; „denn ich gedenke die Nacht über hier zu verbleiben. Meine Gesundheit erlaubt mir nicht, so geschwinde zu reisen. Wollen Sie heute Abend Thee mit mir trinken, sobald Alles auf unsern Zimmern in Ordnung ist?"

Ich dankte und trat ins Vorzimmer. Da erfuhr ich, daß mein Baron Gandel hieß; er stutzte nicht weniger, als ich dem Wirth meinen Namen nannte.

„Potz tausend! sind wir vielleicht Vettern, Herr Mechanicus? Das wollen wir in gehöriger Ruhe untersuchen, au revoir!"

Die Geschichte des Barons war, in Bezug auf mich, folgende: Er besaß ein Gut in Pommern, das, seiner Aussage nach, allerdings ziemlich verschuldet war, jedoch immer noch ein Besitzthum genannt zu werden verdiente. Der Baron war der letzte seines Stammes, Wittwer ohne Kinder; wenn er einmal starb, war ein ihm verhaßter Verwandter der zunächst Berechtigte, sobald kein anderer Gandel sich meldete, um das Gut einzulösen. Da hatte nun der Baron überall nach Vettern forschen lassen, allein vergebens, und schon so ziemlich die Hoffnung aufgegeben, als das Schicksal ihm, durch das zufällige Begegniß mit mir, auf's Neue einen Schimmer von Hoffnung gab.

Ich mußte ihm erzählen, was ich von meiner Herkunft wußte. Da dies aber nicht mehr war, als was ich im Anfange dieser Zeilen erwähnt habe, konnte für's Erste kein befriedigendes Resultat herauskommen. Wenn ich ihm meine Papiere, die hinterlassenen Documente meines Vaters u. s. w. überlassen wollte, wäre er Willens, mit Hülfe eines geschickten Genealogen, mich zu seinem Vetter zu machen. Es versteht sich jedoch, die Vetterschaft könne nichts helfen, wenn ich kein Geld besäße, das Erbtheil auszulösen. Dreist, wie ich immer war, nahm ich seine Hand, und sagte in einem einschmeichelnden Ton:

„Es gibt noch einen Ausweg, Herr Baron. Sie könnten ja Ihren neuen Vetter zum Erben einsetzen. Glauben Sie nicht, daß ich mich deshalb nach Ihrem Tode sehne; im Gegentheil dürfte ich hoffen, daß Sie durch ein solches Arrangement nach Ihrem eignen Kopf und Willen neue Lebenslust gewinnen und recht viele Jahre leben würden."

Der Baron lächelte und sah nachdenkend zur Decke empor. „Ich müßte aber doch Bedenken tragen, durch einen solchen Schritt den nächsten Erben zu beeinträchtigen."

„Herr Baron, in so fern hier eine Beeinträchtigung stattfindet, das heißt, wenn ich nur durch juristische Künste Ihr Vetter werde, so findet ja dasselbe Unrecht statt. Dieses scheint mir gerade dadurch gehoben, daß Sie Ihr natürliches Recht geltend machen, wen Sie wollen, zum Erben Ihrer Besitzungen einzusetzen. Da-

bei folgen Sie keinem andern Princip, als demjenigen, welches der Uebertragung des Stammguts zum Grunde liegt.''

,,Sie sind ein pfiffiger Vetter, Herr Mechanicus! Nun wohl, wir wollen uns Zeit lassen. Schaffen Sie demnach, so bald Sie können, aus Norwegen, oder wo Sie sie haben, alle die Aufschlüsse, deren Sie habhaft werden können. Den Winter werde ich in den Bädern zubringen. Wir müssen einander unsere Adressen geben, und Sie werden näher von mir hören, sobald ich, wie ich hoffe, unsere Verwandtschaft auf's Reine bringe. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß unsere Großväter Brüder gewesen sein können; denn das Adelsdiplom meiner Familie ist in der That ziemlich neu.''

Den folgenden Morgen trennten wir uns, nachdem mein Vetter mir edelmüthig eine Rolle Gold zum Geschenk gemacht hatte. Diese Begebenheit veränderte meine Bestimmung, nach England zu gehen. Ich mußte nämlich dafür sorgen, mir mehrere der von meinem Vater hinterlassenen Papiere zu verschaffen, und deshalb reiste ich nach Norwegen. Da ich aber schon in Drammen das Nothwendige bei meinem Stiefvater erhielt, und ich, wie schon früher erwähnt, durchaus keine Lust fühlte, Kongsberg wieder zu sehen, begab ich mich zu Fuß auf die Reise, schlug mich durch, so gut ich konnte, dadurch, daß ich in Städten und in Dörfern meine Kunst in Anwendung zu bringen suchte. Einige Zeit ging es mir, wie ich bereits erwähnt habe, ziemlich schlecht, bis ich einen Kunden und Gönner im Bischof Wölner fand.

Was mir Anfangs das Haus des Bischofs angenehm machte, war eine Gesellschaftsdame, Namens Sophie Hammer, ein ganz vortreffliches Frauenzimmer, deren heller Verstand und edles Herz einen tiefen und wohlthätigen Eindruck auf mich machte. Schön war sie nicht; allein ein anspruchsloser Liebreiz verbreitete sich über dies liebenswürdige Wesen, dessen keineswegs beneidenswerthe Stellung in diesem vornehmsteifen Hause das Ihrige dazu beitrug, meine Bewunderung für sie zu erhöhen, wie sie mit einer Geduld, die nicht zu hoffnungsloser Resignation überging, die Launen des stolzen Prälaten und seiner herrschsüchtigen Ehehälfte auszuhalten wußte.

Die Tochter des Bischofs war eine blendende Schönheit und besaß Talente, die bei den Damen im hohen Norden ziemlich selten sind. Es fiel mir indeß nicht ein, mein Herz ihren Strahlenpfeilen auszusetzen, die damals noch ziemlich kalt auf den schlichten Ausländer herabfielen, der ohne Bezahlung die Uhren ihres Vaters und ihr Klavier reparirte. Meine fremde Aussprache stempelte mich zum Ausländer, und ich hatte von Anfang an keine Lust, mich mit dem vorigen Schichtmeister in Kongsberg zu identificiren. Dagegen gestand ich meinem Gönner, dem Bischof, was ich der Mühe werth hielt, ihm von meiner Vetterschaft mit dem Baron und der Aussicht auf das pommersche Gut zu erzählen. Sonderbar, wie diese Mittheilung wirkte. Nun hieß es: der dürftige Edelmann, der in seiner augenblicklichen Noth durch seine ausgezeichneten Kenntnisse eine achtungswerthe Existenz zu behaupten weiß! Seine Hochehrwürden behandelte

mich nicht mehr mit vornehmer Herablassung, sondern wie einen Freund des Hauses; er bot mir nicht nur seinen Tisch an, sondern auch auf eine feine Art eine Anleihe; und da er meine Neigung zu Demoiselle Hammer wahrzunehmen glaubte, ermunterte er mich, das Herz dieses braven Mädchens zu gewinnen, und ihn dafür sorgen zu lassen, mir in der Zwischenzeit eine Einnahme zu verschaffen, bis mein sogenannter Prozeß gewonnen wäre. (Ich hatte die ungewisse Erbsache als von einem Prozeß abhängig dargestellt.) Ach, wenn ich doch seinem Rathe gefolgt wäre! Sophie Hammer war mir gewogen, das sah ich, und troß meiner Verirrungen hatte ich mein besseres Ich nicht verloren. Aber es sollte nicht so sein!

Auf einem Balle beim Stiftamtmann — sonderbar genug, wieder bestimmt ein Ball mein Schicksal! — hatte Fräulein Wölner, die ich zu einen Contretanz zu engagiren wagte, mir während des Tanzens den Verschlag gemacht, einen Walzer oder sogenannten deutschen Tanz, der außer Deutschland damals noch nicht sehr gebräuchlich war, zu arrangiren. Es geschah, und sie wurde natürlich meine Dame. Ein Walzer kann auf mehr als eine Art getanzt werden! Ich mußte beinahe annehmen, daß Augusta so unvorsichtig gewesen, etwas reichlich von den umhergereichten Liqueuren zu genießen; denn sie glich sich nicht selbst. Was mich betrifft, so bedurfte ich weder Glühwein, noch Ausquebade, um Wärme mit Hitze zu erwiedern. Nach geschlossenem Tanz wurde man zu Tische berufen, und ich suchte weder, noch erhielt ich die ganze Nacht Gelegenheit, mich dem Fräulein Wölner

zu nähern. Den folgenden Tag, als ich mich mit einigem Herzklopfen beim Bischof einfand, um mich nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen, hatte sie Kopfschmerzen und ließ sich nicht sehen. Demnach schien dieser Walzer weder Einfluß auf unser gegenseitiges Verhältniß gehabt zu haben, noch einen solchen ausüben zu können. Allein es bewährte sich, was Claudia mir einst von der Unmöglichkeit sagte, die einmal gefallene Scheidewand wieder aufzuführen. Ich wußte, daß Fräulein Wölner warmes Blut hatte, und daß ihre Brust freiwillig an der meinigen geschlagen, Schlag mit Schlag vergeltend, — und sie wußte, daß ich dies wissen mußte. Dies war die unsichtbare Kette, die die galvanischen Stöße zwischen uns führte! Keiner von uns legte es darauf an, sie fortzusetzen; ich nicht, weil ich abschreckende Erfahrungen gemacht hatte und an eine ernsthafte Verbindung mit Sophie Hammer dachte — Augusta noch weniger, da sie deutlich mit sich selbst unzufrieden schien und es doppelt unpassend finden mußte, selbst das feinste Verständniß mit dem unbedeutenden Fremdling zu unterhalten, in dem sie vermuthlich schon den zukünftigen Gatten ihrer Gesellschafterin vermuthete. So hätten die Stöße in dieser unsichtbaren Kette — um beim Gleichniß zu bleiben — von selbst aufhören müssen, wenn nicht — das Schicksal es darauf angelegt hätte, sie zu verstärken.

10.

Augusta! meine unvergeßliche Augusta! meine edle, abgeschiedene Gattin! das Band unserer Liebe heiligten

die Gesetze; es soll hier mit seinen Regenbogenfarben nicht wieder aufgerollt werden. Ich habe Dich geliebt; ich liebe Dich noch. Stark mißbrauchte ich Dein Zutrauen, und Gott gewährte mir nur so wenige Jahre, mein Unrecht gegen Dich wieder gut zu machen. Ob ich je diesen Abschnitt ausfüllen werde, weiß ich nicht. Jetzt scheint es mir, als wäre es ein Verbrechen gegen die Manen der gesegneten Frau.

Im Laufe des Sommers 1756 kam ich nach einem einjährigen Aufenthalt in England nach Norwegen zurück, wo Keiner sich meiner Verbindung mit Augusta widersetzte, da der Bischof, der unterdeß gestorben war, auf seinem Todbette den Wunsch geäußert hatte, unsere Hände in einander zu legen. Aus giltigen Gründen war es weder mein, noch Augustas Wunsch, den Aufenthalt unter unsern früheren Bekannten zu verlängern, und daher nahmen wir einige Stunden nach unserer Trauung Abschied von der Bischöfin, und reisten südwärts, um, wie es hieß, eine große Landstelle zu übernehmen. Sobald wir aber den Seehafen erreicht hatten, bestiegen wir ein segelfertiges Schiff, stachen in See, und betraten Englands Boden, wo ich ein sicheres und gutes Auskommen durch eine Beschäftigung hatte, die mit meiner Neigung übereinstimmte. Ich war nämlich als Fabrikmeister in einer großen Manufactur in Manchester engagirt.

Augusta hatte mit mir verabredet, daß wir den früheren Abschnitt unsers Lebens liegen lassen und uns in unserm neuen Vaterlande acclimatisiren sollten. Mir gelang die Ausführung dieses Vorsatzes vollkommen, ihr

nur zum Theil. Periodisch ruhte eine schwermüthige Wolke auf ihrem feinen Gesicht, dessen ätherische Schönheit Jeden bezauberte, der Zutritt zu unserm wirklich ausgesuchten Kreise hatte; — allein, gerade die ätherische Beschaffenheit dieser Schönheit ängstigte und erfüllte mich mit Ahnungen, denen, ich gestehe es, meine Sternkunde nicht widersprach. — Nach Verlauf von zwei Jahren fühlte sie sich zum ersten Mal wieder Mutter und theilte mir mit einem von Freude durchdrungenen Gefühl diese willkommene Nachricht mit. Ach, als die Zeit erschien, schnitt Proserpina ihre und die Locke ihres Kindes zu gleicher Zeit ab. Ich stand furchtbar allein!

Ich hatte ein höchst bewegtes Leben zurückgelegt, reich an Erfahrungen, oft wechselnd, von manchem Fehltritt befleckt, aber auch von würdigem Kampfe und nützlicher Wirksamkeit bezeichnet. Nun schien es mir, als hätte ich ausgelebt und meine Freuden, meine Hoffnungen und meistens auch meine Sorgen begraben; die Erschlaffung des Greisenalters umdüsterte meine Sinne. — Und bei allem dem hatte ich doch noch nicht mein dreißigstes Jahr vollendet.

11.

An einem freundlichen Sommerabend saß ich vor dem Hause, das ich bewohnte, und starrte gedankenvoll auf Irrwells gekräuselten Wasserspiegel, mit der Cigarre im Munde und einem Glase Porter vor mir. Mein würdiger Principal hatte mich so eben verlassen. Nach

einer Einleitung, in der er meinem Fleiß und meiner Geschicklichkeit Recht widerfahren ließ, hatte er auf die schonendste Art gestanden, daß ich in der späteren Zeit aus Gründen, die sehr zu entschuldigen wären, weniger geeignet gewesen, einem weitläuftigen Fabrikwesen vorzustehen, und daß dieses einen kräftigeren Vorsteher nicht länger entbehren könne. Dem Contracte gemäß konnte mir mit kurzer Kündigung und einjährigem Gehalt aufgesagt werden. Er dagegen bot mir, rücksichtlich meiner Verdienste um die Manufactur, den Gehalt zweier Jahre an, wenn ich eine zerstreuende und belehrende Reise antreten wolle, und sollte es mir nach Verlauf eines Jahres frei stehen, zu meiner Function zurückzukehren, wenn ich unterdeß Kräfte und Arbeitslust wieder gewonnen hätte. Dieses edle Anerbieten hatte mich tief ergriffen und nicht weniger schmerzlich verwundet. Ich reichte ihm die Hand und bat um Bedenkzeit bis zum nächsten Tage, ohne recht bedacht zu haben, daß es nur der Empfang oder der Abschlag des Geldes sei, worunter ich zu wählen hatte, denn meinen Abschied hatte ich ja schon.

Ein Pram legte bei der Brücke dicht neben mir an; ein junger Mensch sprang heraus und folgte mit dem Blick der Richtung, die ihm der Finger des anweisenden Ruderers gab. Der junge Mann winkte, daß man ihm sein Zeug nachtragen sollte und nahm seine Richtung gegen das Wohnhaus. — Jeder Besuch kam mir in diesem Augenblicke unerträglich vor, und ich wollte mich in meine Zimmer zurückziehen. Er aber hatte mich von der Brücke gesehen und verdoppelte seine Schritte.

„Edinger! Kennst Du mich nicht mehr?" fragte er, indem ihm die Thränen in die Augen traten. Ich sah ihn zweifelhaft an; plötzlich stürzte ich in seine Arme, es war mein jüngerer, mein einziger Bruder August!

„O, so bin ich denn nicht mehr allein in der Welt! Ich habe ja einen Bruder! Willkommen, August! Tausendmal willkommen!"

„Armer Edinger! daß ich so Dich wiedersehen soll!" seufzte er und umfaßte kindlich meine blassen Wangen.

Von diesem meinem liebenswürdigen Bruder habe ich Nichts erzählt, seit jenem Abschnitt in diesen Anzeichnungen, worin ich erwähnte, daß Thams ihn auf ein Handelscomtoir in die Lehre schickte. Von seinem stillen, wirksamen Geschäftsleben ist auch nicht viel zu erzählen. Nach abgelaufener Lehrzeit machte er eine Reise nach Hamburg, wo er eine gute Stelle auf einem größern Handelscomtoir erhielt und sein gutes Auskommen hatte. Später reiste er für jenes Haus und besuchte besonders die norwegischen Städte. Während ich heimlich mit Augusta versprochen war, lebten wir einige Wochen zusammen und ich machte ihn persönlich mit meiner Geliebten bekannt. Als ich gleich nach meiner Heirath im Begriff war, das Land zu verlassen, trafen wir wieder zusammen und verlebten den letzten Tag vor der Abreise mit einander Eine innige Gutmüthigkeit, klare Auffassung und ein reiner Wandel machten ihn zu einem der seltensten Jünglinge, die ich gekannt habe. Augusta liebte ihn wie einen Bruder, und er betete sie fast an, um mich ei-

nes gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen. Damals erfüllte nur ein Gefühl mein Inneres; ich schätzte August jedoch sehr hoch, da ich seinen Werth erkannte. Als wir uns trennten, versprach er, uns in Manchester besuchen zu wollen; Umstände aber hatten ihm erst jetzt erlaubt, sein Versprechen zu erfüllen. — Schon in London hatte er meinen unersetzlichen Verlust erfahren und eilte darauf theilnehmend in meine Arme. — Die Gefühle sind der Seele, was die Säfte dem Körper sind; die Knochenmasse erstarrt und das Leben hört auf, wenn die flüssigen Theile davoneilen; eben so wenig aber kann die Seele ihrer erwärmenden und bewegenden Strömungen entbehren, die wir Gefühle nennen. Das religiöse Gefühl bei mir war früh schon entflohen, weil es nicht aus der einzig wahren, der natürlichen Religion, sondern aus einer Religion von Dogmen entsprang, das mir nach und nach entwuchs, wie Haare und Nägel. Liebe, ächte Liebe, vom reichen, aber wildbrausenden Strom der Sinne gereinigt, hatte seit der Vereinigung mit meiner edlen Gattin mein Wesen innig durchdrungen; diese suchte jene Liebe, zu einem trauernden Cocytus verwandelt, der meine Kräfte nicht mehr erfrischte. Ein Vaterland hatte ich nicht; nichts als abgekühlte Erinnerungen fesselten mich an Norwegen, und in England war ich fremd, wie in jedem andern Lande, worin ich kürzere oder längere Zeit geathmet hatte. Das milde, ruhige und gesunde Gefühl der Freundschaft hatte ich nie gekannt; keinem Jüngling oder Mann hatte ich je inniges Vertrauen geschenkt, oder ihn liebgewonnen. „Der, welcher keinen Freund besitzt,

verdient nicht zu leben," sagt ein griechischer Verfasser. Es ist hart, es ist ungerecht. Ich kann doch meinen Freund nicht wählen, wie man Reisegesellschaft in den Zeitungen sucht. Wer sagt also, daß ein Jeder Diesen oder Jenen trifft, oder daß er verstanden wird, und seinen Händedruck erwiedert? — Doch, je mehr ich darüber sinne, desto weniger finde ich Grund, mehr Worte anzuführen, um jenen Satz zu widerlegen. Daß ich für brüderliche Freundschaft empfänglich sei, erfuhr ich, als ich August nun kennen lernte. „Natürlich," wird man sagen, „weil Du nun einer Freundschaft bedurftest, die Du in glücklicheren Tagen verschmäht haben würdest." Dieses kann sowohl wahr, als nicht wahr sein; aus Bedürfniß kann man doch wohl nicht dies oder jenes Gefühl annehmen, wie man seinen Durst mit Wein, oder aus Mangel daran, mit Wasser löscht.

Also, ich thaute wieder auf durch die Wärme der Freundschaft. Augusts Freundschaft wirkte so wohlthätig auf mein Gemüth, daß ich nach Verlauf einiger Wochen fühlte, daß ich mit Eifer und Kraft meine Geschäfte wieder hätte übernehmen können. Allein mein Nachfolger war schon in voller Wirksamkeit, mein zweijähriger Gehalt war mir angenehm, und es folgte demnach von selbst, daß ich reiste. Für's Erste wollte ich mich in Hamburg aufhalten, um den Umgang mit August zu verlängern. Später wollte ich vielleicht nach Italien reisen, wo ich freilich keine Ausbeute für mein eigentliches Fach erwarten durfte, aber desto mehr Genuß für mein Auge und Ohr.

„Aber," fragte einmal mein Bruder auf einem Spaziergange, „wie ging es mit Deiner Baronschaft, Edinger?" Dadurch machte er in meinem Gedächtnisse eine Angelegenheit rege, an die ich seit meiner Abreise aus Norwegen kaum gedacht hatte.

Mit der Baronschaft, wie August es nannte, verhielt es sich folgendermaßen: Mein hoher Vetter hatte sich keine Ruhe gegönnt, ehe er die unbedeutende Bergmannsfamilie so weit in der Zeit zurück erforscht hatte, daß sie mit den Vorvätern des pommerschen Geschlechts zusammenstieß. Hievon gab er mir, einige Zeit nach meiner ersten Ankunft nach Norwegen, eine vorläufige Nachricht, und es war meine Absicht, als ich im Sommer 1755 Norwegen verließ, das schimmernde Glück zu verfolgen. Der Funke sollte unterdessen gelöscht werden. Denn als der früher erwähnte, verhaßte Verwandte des Barons, ein Herr von Schösser merkte, daß es mit der Vetterschaft, wonach der Baron schon so lange auf die Jagd ging, Ernst werden könnte, faßte er einen Plan, der vollkommen gelang. Er hatte eine recht hübsche Tochter, und diese wurde durch die dritte und vierte Hand dem Baron so sehr empfohlen, daß er schon im Voraus vor dem Eindruck bange war, den sie möglicherweise auf sein Herz machen könnte, wenn er sie zu Gesicht bekäme. Dieses geschah planmäßig und unter den günstigsten Umständen für die Dame, die wohl nicht ganz uneingeweiht in die Anschläge des Vaters gewesen sein mag. — Die Folge davon war die, daß Haß und Groll geschlichtet wurden; der kränkliche, mürrische Gichtkrämer ward ein aufgestutzter, zierlicher Cava-

lier und ein entfernter Vetter war nicht länger vonnöthen. Das Gut fiel demnach der Tochter, statt dem Sohne, anheim, und damit durfte Herr von Schösser wohl sehr zufrieden sein. Allein der Baron war doch ein seltener Baron, das muß ich ihm lassen. Statt mich damit abzufertigen: „Nach genauer Untersuchung ist es erwiesen, daß Sie meiner Familie nicht angehören," oder auch: „nachdem ich die Sache näher überlegt habe" u. s. w., sandte er mir gewissenhaft den completirten gandelschen Stammbaum, durch seine Gunst, Sorgfalt und sein Geld mit dem neuen und unansehnlichen Zweige eingeimpft, der freilich unterhalb der Stelle am Stamme hervorschoß, wo das gandelsche Wappen zum ersten Mal angebracht ist, der mich aber dennoch berechtigte, das Gut einzulösen und mir dieselbe Veranlassung gab, wie vielen andern Von und Van, mich selbst in den Adelstand zu erhöhen, und mich für Geld und gute Worte wirklich zu einem Edelmann machen zu lassen, wenn ich Lust und Vermögen dazu gehabt hätte. Demnächst bat mich der freundlich gesinnte Mann um Entschuldigung, weil er sich so ohne Weiteres verheirathet, und wahrscheinlich in einer Menge ächter adeligen Gandels aufleben würde. Er lud mich zuletzt sogar zur Hochzeit ein. Der Brief, der diese freundschaftlichen Sachen nebst den dazugehörenden Papieren enthielt, ging einen diplomatischen Weg durch Minister und Charge-d'affaires. Ich erhielt ihn in Ystad, als ich im Begriff stand, nach Pommern hinüberzugehen. Dies verursachte, daß ich meinen Reiseplan veränderte und mich nach England

begab, wo ich Anstellung suchte und fand. Von da eilte ich auf einen Wink meiner Braut nach Norwegen, und — doch nun schweife ich hin und her. Alles, was ich nun dem Leser berichtet habe, wußte mein Bruder eben so gut, als ich; es konnte aber Manches vorgefallen sein, seitdem jene Nachricht einlief. Ich hatte indeß nichts Späteres von meinem adeligen Vetter erhalten, und, wie gesagt, beinahe die ganze Geschichte vergessen, als seine Frage auf's Neue die Erinnerung bei mir rege machte. Das dadurch veranlaßte Gespräch brachte mich auf die Idee, meine Reise über das pommersche Gut zu verlegen, um zu sehen, wie der Baron wohl im Schooße seiner Familie lebte. Mein Bruder forderte mich dazu auf, da er glaubte, daß eine jede Erneuerung älterer Bande, die mich an die Menschen kettete, wohlthätig für mich sein würde. Er billigte ebenfalls, daß ich, da die Fluth meiner Finanzen es erlaubte, mich der hohen Familie mit einiger Eleganz vorstellte, damit ich nicht dem Mitleid oder der Herablassung ausgesetzt sein möchte. August merkte kaum, daß die Gedankenreihe, die durch dies Gespräch rege gemacht wurde, mich ungemein belustigte, ehe er dieselbe mit vielen Variationen weiter entspann, und sie mir so lieb machte, daß sie mich wirklich tröstete, als ich in Hamburg meinen einzigen Bruder und Freund verließ. Ich reiste im Jahre 1759 ab.

Zwölftes Kapitel.

Dritte Fortsetzung des vierten Manuscripts.

12.

Durch ein Versprechen gebunden, die Scene dieses Abschnitts weder zu nennen, noch näher anzudeuten, will ich den Staat ein Herzogthum, und seinen Regenten folglich — Herzog nennen, so wie die Hauptstadt durch X. bezeichnen. Ich lasse mich überhaupt so wenig auf Politik ein, in die ich übrigens, besonders (vom Schlusse dieses Abschnitts an, nicht nur Veranlassung erhielt, hinüberzustreifen, sondern auch — — daß ich eben nicht aus diplomatischen Gründen Bedenken tragen könnte, Namen zu nennen. Deinetwegen aber, arme Toch— — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

(Hier war die Schrift durch eine Säure weggefressen, und von den folgenden Blättern waren ein Paar herausgerissen.)

Im Grunde war ich sehr damit zufrieden, daß ich bei Sr. Durchlaucht keine Audienz erhielt, weil ich Familienfragen befürchtete, die den Baron, und noch eher mich hätten Bete machen können. Als wir uns wieder auf unsern Zimmern im Hotel befanden, fing ich wohlgemuth an, die Schnallen von meinen seidenen Kniehosen zu spannen und mir vom Diener den bequemen Leibrock geben zu lassen — als der Baron den Kopf zur Thür, die sich zwischen unsern Kabinetten befand, hereinsteckte.

„Sind Sie allein? Machen Sie sich auf den Gegenbesuch des Herzogs gefaßt!" — Und damit ging er weg.

„Welche Possen!" antwortete ich, indem der Baron die Thür zumachte. Ich zog den Rock an und schickte den Diener hinaus, um Etwas zu holen. Er stürzte aber eilends zurück und verkündete mir in einer komischen Attitude: — — „der Kammerherr Sr. Durchlaucht, des Herzogs." Dieser stand bereits mit dem einen Fuß auf der Schwelle. Wir verbeugten uns vor einander.

„Sa Sérénité," fing er an, „m'a gracieusement commandé de Vous saluer de sa part; Elle souhaite Vous voir au concert ce soir. — Vous revez, Monsieur?" fuhr der Mann fort und sah mich erstaunt an. „Sa Sérénité."

„Monsieur," antwortete ich mit sichtlicher Verlegenheit, „Vous veuillez présenter à sa Sérénité l'hommage de mon respect!" Da stand ich wieder und starrte den Kammerherrn an.

„Nun, so hole mich der Teufel und seine ganze Legion!“ rief der Mann auf einmal und zwar weder auf Französisch noch Deutsch, sondern in der Sprache, die er zwischen den norwegischen Felsen erlernt hatte. „Sind Sie es wirklich, mein guter Schichtmeister! Es fiel mir nicht ein, Ihre Person mit dem Namen Gandel zu verbinden. Herr Jemine! wir sind ja so gewohnt, den Baron hier zu sehen, daß der Name — aber de graçe! sagen Sie mir, wie haben Sie diesen Vetter, oder wie hat dieser Vetter Sie erwischt?“

„S't, lassen Sie uns nicht so laut reden!“ sagte ich und bot ihm einen Stuhl an.

„Nachher, nachher! Jetzt muß ich Sr. Durchlaucht Ihr unterthäniges Compliment bringen — nicht wahr? Sie müssen sich um sieben Uhr einfinden; das Concert fängt präcise um acht, und dies Hundegebell und Katzengeheul dauert bis um zehn Uhr. Dann conversirt man bis um zwölf, und dann wird soupirt; il y pleuvra de l'ennuie! Morgen aber müssen wir beisammen sein. Ich hole Sie ganz früh in meinem Cabriolet und fahre Sie nach meinem Sanssouçi hinaus. Leben Sie wohl, mein Freund! Um sieben sehen wir uns im Salon, aber mit dem Hut unterm Arm und einem Riegel vorm Mund. Adieu!“

Ein Decennium lag zwischen jenem Tage, an dem ich, von Gewissensbissen und Schamröthe erfüllt, den Abschiedsbesuch des gutmüthigen L— empfing, und diesem Nachmittage, wo er mit demselben Wohlwollen, demselben Gesicht meine Hand drückte. L— hatte sich nicht

sehr verändert. Sein Rücken war vielleicht etwas krümmer, seine Backenknochen ein wenig mehr hervorragend. Allein ich dachte nicht so sehr an ihn, als an mich selbst in dem Zeitabschnitt, den seine zwei Besuche bei mir von einander trennten — die Ankunft des Barons störte meine Gedanken.

Bei der Präsentation kam ich sehr bequem als Baron Gandels Vetter davon, der jetzt von einer Reise in England und im hohen Norden zurückkehrte. Unter den übrigen Fremden zogen zwei meine Aufmerksamkeit auf sich, ein Italiener, Monsignore D. und ein französischer Graf B. Der Erstere besaß ein außerordentlich einnehmendes Wesen. Hofmann — aber nicht kriechend, ungezwungen und fest im Ausdruck, überall zu Hause. — Der Graf, ein hoher, ansehnlicher, alter Mann, war verschlossen, kalt und finster, wenn nicht entweder die Convenienz ein anderes Gesicht erforderte, oder irgend ein Gegenstand sein Interesse erregte. Diese Paar Worte von den Herren D. und B., so unvollständig sie auch das Wesen der Männer bezeichnen, sind doch erst das Resultat mehrerer Beobachtungen, als wozu dieser eine Abend Veranlassung geben konnte.

Die Conversation war mager, während man sich in dem großen Halbzirkel mit der Theetasse in der Hand befand, und mit dem Hut fest an die Rippen gedrückt. Woran ein Jeder dachte, und was Jeder im Cirkel vielleicht am liebsten zum Gegenstande des Gesprächs gemacht hätte, die Schlacht bei Minden, Lord Sackvilles schlechtes Benehmen und die sämmtlichen Kriegsbegeben-

heiten, waren hier Contrebande, weil ein französischer Diplomat (der Graf B. nämlich) Gast des Herzogs war. Händels Tod wurde, als eine unschuldige Neuigkeit, lang und breit besprochen, und der Kammerherr L— vertraute dem Cirkel, daß der Musikdirector für diesen Abend lauter Arbeiten dieses großen Componisten arrangirt habe.

Endlich wurde ein Zeichen gegeben; der Herzog nahm B. unter den Arm, und man begab sich in den Concertsaal, wo eben die Damen von der entgegengesetzten Seite hereintraten, die hochbejahrte Herzogin Schwester an der Spitze.

Mit spähenden Blicken suchte ich nach einer Dame, die der Kammerherrin L— gleichen könnte. Sie war nicht da. Wie leicht ich auch am Ende meiner Unterhaltung aufathmete, bemächtigte sich meiner doch bald eine unruhige Spannung! Ist sie todt? Ist sie von ihrem Manne geschieden? Ist sie unglücklich und hat sich in ihr einsames Zimmer zurückgezogen? — Ich war zerstreut und hörte nur wenig vom Concert; als es vorbei war, conversirte man noch eine gute Stunde im Saal, während Erfrischungen im Ueberfluß dargeboten wurden. Was meine Person betrifft, so spielte ich fast die ganze Zeit die Rolle eines Umhergeführten. Denn mein Freund, der Kammerherr, ließ mir keine Ruhe, ehe er mich der ganzen Noblesse präsentirt hatte. Nur die letzte Viertelstunde gab mir einen Ersatz für das ganze leere Geplauder über nichts. Der italienische Herr zog mich nämlich in eine Fensternische, sprach mit mir von unsern Umgebungen,

den Lebensanschauungen, den politischen Verhältnissen, vom einzig wahren Adel des Genies — Alles in einem Ton, wie zu einem Bekannten und ohne den geringsten Vorbehalt. Seine Offenherzigkeit öffnete natürlich auch mein Herz, wir verstanden einander so gut; Keiner von uns hegte die Vorurtheile, die Stand und Unabhängigkeit mit sich zu führen pflegen; Keiner von uns fürchtete, seine Meinung auszusprechen. Zuletzt war die Rede zwischen uns von Portugals großem Minister. Ich war begeistert für Deyras, er nicht weniger.

„Nun ruft man zu Tische,“ sagte er, als der Haushofmeister die Flügelthüren öffnete, „sobald wir mit den Servietten und Tellern in Ordnung gekommen sind, bin ich gesonnen, den Grafen von Deyras auf die Bahn zu bringen. Da werden Sie sich unterhalten, das verspreche ich Ihnen zum Voraus. Ich wette darauf, daß alle diese Reformirten und Protestanten (Graf B. ist reformirt) ein Anathem gegen den Freund der Aufklärung und den herzhaften Verfolger der Jesuiten ausstoßen werden. Geben Sie nur Acht! — Morgen, wenn Sie mich durch einen Besuch erfreuen wollen, werden wir einander unsere Bemerkungen über diese Verfechter des Bestehenden mittheilen. Wollen Sie nicht Ihren Platz neben mir wählen?“

Den Besuch am nächsten Tage konnte ich nicht versprechen, indem ich nicht vorher bestimmen konnte, wie lange die Landpartie, die L— mir nach seinem Sanssouci vorgeschlagen, dauern würde; und unsere Nachbarschaft wurde vereitelt, indem der Kammerherr mir, als

Fremden, eine Tischdame anwies. Aber Herr D. hielt sein Versprechen, den portugisischen Minister und seine Alles durchgreifenden Reformen zum Gegenstande des Gesprächs zu machen. Es ging, wie er vorhergesagt; Jener wurde furchtbar heruntergemacht und getadelt. D. trank mir ein bedeutungsvolles Glas zu, und führte für seine Person das Gespräch so, daß man nicht absehen konnte, zu welcher Partei er eigentlich gehöre. Hier muß ich im Vorbeigehen hinzufügen, was ich am gehörigen Orte anzuführen vergaß — daß nämlich Se. Durchlaucht mit einer zierlichen Verbeugung gegen die Gesellschaft diese im Concertsaal verlassen, da er nicht vertragen konnte, zu Nacht zu speisen, oder vielleicht keine Lust hatte, in der Gesellschaft zu bleiben. Die Folge seiner Abwesenheit war eine größere Freiheit und Lebendigkeit in der Conversation.

Indem ich von dem Beifall meines neuen Bekannten aufgemuntert wurde, fing ich an, lebhaft zu opponiren und suchte Deyras gegen seine vielen und unbilligen Widersacher zu vertheidigen. Man sah mich verlegen an, allein Keiner durfte es wagen, oder hatte Lust, den dreisten homo novus zu widerlegen. Da nahm endlich der Graf B. das Wort.

„Ich verkenne nicht den moralischen Beweggrund in den Aeußerungen des Herrn v. Gandel über den Grafen von Deyras. Ich erlaube mir aber anzunehmen, daß Sie die Handlungen des Ministers entweder nicht genau genug kennen, oder verleitet worden sind, seinen großar-

tigen Character einseitig zu betrachten. Wie dürfen Sie übernehmen, einen Mann zu vertheidigen, der aus grausamer Rachgier Aveiro, Tarora und seine unschuldige Gemahlin hinrichten und rädern läßt? Wie kann der Mann ein Menschenfreund sein, der ein ganzes Geschlecht aufopfert, um wo möglich auf dem Boden des abgebrannten Ackers ein neues und besseres emporwachsen zu lassen — der während seiner Verfolgung gegen die Jesuiten ihrem eigenen Princip huldigt, daß der Zweck jedes, auch das schändlichste Mittel heiligt?"

Bei diesen Worten betrachtete er mit einer unbeschreiblich höhnischen Miene den Italiener, der doch wenigstens während dieses Gesprächs die Sache Deyras keinesweges verfochten hatte. Ich ward äußerst betroffen und schwieg, vergebens erwartend, daß ich von meinem heimlichen Glaubensgenossen kräftigen Beistand erhalten werde.

Mein diplomatischer Debut war sehr kläglich, und ich freute mich, als der letzte Desertkorb präsentirt war.

Als wir aufbrachen, nahm B. mich bei der Hand. „Ich glaube, Sie sind ein rechtlichdenkender junger Mann. Ich will Ihnen daher ein Wort sagen, und ich erwarte von Ihrer Ehre, daß es zwischen uns bleibt. Hüten Sie sich vor D.! Er ist Deyras Todfeind, und will Sie vielleicht zum Werkzeug seiner Pläne machen. Mit einem Worte: er ist ein Jesuit. Hüten Sie sich, unerfahrner Mann!"

Der Saal tanzte rund mit mir. O, hätte ich doch

dem rechtschaffenen Greise getraut! Allein ich ward die Beute des Jesuiten.

Den folgenden Morgen hielt L— in einem Jagdwagen außen vor meinen Fenstern und sandte seinen Diener zu mir herauf. Wir rollten rasch fort, und der Kammerherr schwadronirte von den verschiedensten Dingen. Es war mir unmöglich, eine Frage über seine Familienverhältnisse anzubringen. Nachdem wir eine halbe Stunde schnell gefahren waren, hielten wir vor einer hübschen Villa.

„Ist Madame visibel?" fragte mein Wirth, nachdem wir in den Pavillon eingetreten waren.

„Sie spazirt im Garten, Herr!" hieß die Antwort. In demselben Augenblick öffnete sich die Glasthür, und — Claudia stand vor mir, wie Aurora schön! Ich war so verwirrt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Claudia stand einen Augenblick wie versteinert. L— rieb sich die Hände und rief lachend: „Voila ce que s'appelle une surprise! Das war's, was ich haben wollte. Ja, meine Liebe, da haben wir unsern lieben Schichtmeister in einer neuen und verbesserten Auflage. Ich habe hiemit das Vergnügen, Dir Herrn v. Gandel vorzustellen, qui a fait le grand tour à peu prês. N'est ce pas, mon cher ami? Ich bin unendlich erfreut, Sie als einen der Unsrigen wiederzusehen."

„Que j'ai de plaisir à vous revoir!" sagte die Kammerherrin mit plötzlicher Fassung, indem sie mit Grazie selbst ihre Hand zu meinen Lippen führte. „Dürfen wir uns schmeicheln, einigen Antheil an Ihrem Besuch in

diesen Gegenden zu haben? Wenn Sie alte Freunde suchen, werden Sie sie nicht mit neuen Gesichtern finden. Es möchten denn les injures du temps sein, die sie verändert hätten.“

Ich war verpflichtet, ihr ein Compliment zu sagen, und dies machte meine erstarrten Lippen wieder geläufig. Die Kammerherrin L— war bezaubernd. Sie hatte seit unsern Jugendjahren einen Weltton entwickelt, der ihr in diesem mißlichen Augenblick sehr zu Statten kam und mich in meine Rolle hineinsetzte.

„Etwas Frühstück, meine Herren! Jean soll es uns in den Garten herausbringen. Aber höre, mein Freund! Sei so gut und hole eine Flasche Madera aus dem Schrank. Der Bediente kennt die Signatur nicht recht.“ Sie reichte ihrem Manne einen kleinen Schlüssel. „Wir leben hier außen nach ländlicher Sitte, Herr v. Gandel, und helfen uns selbst. Ich werde Sie indessen in den Garten hinunterführen.“

Sie nahm meinen Arm und öffnete die Gartenthür.

„Ein Wort zuvor, damit wir uns einrichten können,“ sagte sie schnell, indem wir die Allee entlang gingen. „Besucht Herr v. Gandel den Kammerherrn L— und Gemahlin, oder sieht Claudia ihren Jugendfreund Edinger wieder?“

„Claudia!“ rief ich bewegt, „diese Frage verschönt mein Leben.“

„Und Deine Antwort das meinige,“ antwortete sie,

indem sie meinen Arm an sich preßte. „Nun wohl, wir haben zehn Jahre zurückgelegt und zehnmal dreihundert Erfahrungen gesammelt. Sei discret! Mich fesseln heilige Bande, Dich vielleicht auch. Kein Gesetz aber verbietet uns, früherer Tage zu gedenken. Nun will ich Dir Deine Tochter Emerenze zeigen. — Emerenze! Komm' her zu mir!“

Ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren lief der Mutter entgegen. Wunderbares Gefühl! Die Vaterfreude stürmte durch meine Brust, nicht getrübt von Reue, und nicht vermischt mit fremdartigen Nebenabsichten. Ich zog das Kind an meine Brust und küßte es. Das kleine Mädchen sah mich nicht erschrocken, sondern etwas überrascht an, indem sie mich mit einem klugen, forschenden Blick fixirte. Claudia drückte das Tuch vor die Augen und kehrte sich ab.

„Mutter! wer ist dieser fremde Herr?“ fragte Emerenze in einem gewissen herausfordernden Ton, der beinahe einen Vorwurf gegen den dreisten Cavalier enthielt.

„Ein guter Freund von Deinem Vater und von mir, mein Kind. Er verdient es wohl, daß Du seinen Kuß erwiederst. Frage ihn, ob Du ihn Onkel nennen darfst?“

„Darum frage ich lieber die Mutter und den Vater,“ antwortete das kecke, kleine Mädchen. Der Kammerherr kam nun herzu mit einer Flasche in jeder Hand, und bestätigte bald den Onkeltitel.

Es sei genug mit dieser Introduction. Während einiger Wochen genoß ich in L—s Haus Alles, was Gastfreundschaft gewähren kann; der Herzog, bei dem mein Freund nicht ermangelte, mich auf das lebhafteste zu empfehlen, überschüttete mich mit seiner Gnade, und wollte mir ein schmeichelhaftes Anerbieten machen, wenn ich in seine Dienste treten wollte. Ich bedachte mich wirklich einige Zeit. Obgleich die Gnadenstrahlen eines Duodezfürsten keine blendende Wirkung auf mich machten, nachdem ich so mancherlei gesehen, erlebt und gedacht hatte, fand ich es dennoch verführerisch genug, aus Nichts Etwas zu werden und mich aus einem unwirksamen und unbekannten Mann in einen besternten Faineant von Renommé verwandelt zu sehen. Doch nein! ich setze mich selbst herab. Ein armseliger Kammerherr zu werden, der nur Kammerherr sei, dazu fühlte ich mich zu stolz; den wissenschaftlich gebildeten Mann aber durch den Kammerherrn füttern zu lassen, darin konnte ich mich besser finden. Doch, es schreckte mich ein Abgrund, der unausweichbar vor mir lag, und mein besseres Ich X. und den Herzog verabscheuen ließ. Claudia dachte zu leichtsinnig, um in der Länge ihre Pflichten gegen einen nur wenig geachteten Mann zu respectiren; und er — — kurz, ich verschmähte das Glück aus Gründen, die meine Denkungsart nicht herabwürdigen. Wollte Gott, ich wäre mit meinen Kenntnissen und Empfehlungsschreiben auf's Gerathewohl davon gegangen, wie ich Anfangs beschlossen hatte. Allein, Monsignore D. paßte mir auf, als er merkte, daß ich die Flügel zur Flucht

ausbreitete. Er machte mir eine Menge interessanter Vorschläge, unter denen auch der, daß ich, als in den Sprachen bewandert, ihn in der Eigenschaft eines Secretairs auf einer geheimen Reise in diplomatischen Geschäften zum portugisischen Hofe begleiten möge.

Dreizehntes Kapitel.

Vierte Fortsetzung des vierten Manuscripts.

„Was nun! Keine Zeile mehr! Ach, das ist unangenehm. Es ist doch sonderbar, daß ein Mann dies Alles erlebt hat! Und dieser Mann ist mein Großvater! Es kömmt mir so unglaublich vor, daß ich stiller, unbekannter Bauer von einem solchen Herrn abstammen kann. Er war dennoch nicht glücklich und verdiente auch nicht, es zu sein. Nein, mein Vater! mein Vater! Das war doch ein anderer Mann. Sollte er nirgends das Zusammentreffen mit dem Sohne berührt haben? Dies hätte ich so gern von ihm beschrieben gesehn; doch — die Geschichte geht ja nicht so weit. Mein Vater war Anno 1755 geboren — es ist doch recht traurig, daß alle Manuscripte unterbrochen sein müssen.“

Wie viel Torkild von diesen aphoristischen Sätzen niederschrieb, wie viel er bei sich selbst sagte, wie viel er dachte — können wir nicht bestimmen. Soviel nur ist

gewiß, daß er, nachdem er das Manuscript einige Tage nach dessen Empfang anderthalb Mal durchgelesen hatte, sich an seinen Schreibtisch setzte, eine zufällige Gelegenheit benutzend, dem Studenten einen freundlichen Brief als Danksagung für den wichtigen Beitrag seiner Familiengeschichte zu senden. Es wollte mit dem Briefschreiben durchaus nicht gehen, und Bache nahm noch ein Mal sein Heft hervor, las einen Abschnitt, verglich ihn neugierig mit dem englischen Original, obgleich er kein Wort Englisch verstand, und starrte oft längere Zeit die dreisten Züge an, die mit einer von der Zeit gerötheten Schrift die gelbgewordenen Seiten erfüllten.

Bei diesem kindischen Blättern bemerkte er plötzlich, daß der Name L—, des Forstjunkers und später des Kammerherrn Name, jedes Mal, wo er vorkam, ganz ausgeschrieben gewesen, aber nachher sorgfältig ausradirt worden war. Wie wenig gehört dazu, unsere Neugier zu wecken und zu unterhalten, wenn wir erst gewahr werden, daß Etwas mit Fleiß unserm Auge entzogen wird! Die ihm völlig unbekannte Kunst, ausradirte Züge zu dechiffriren, nahm während mehrerer Stunden die ganze Aufmerksamkeit unsers jungen Landmanns in Anspruch; und — o Triumph! zuletzt war er so glücklich, beim Vergleichen mit dem mehr als zwanzig Mal und noch öfter vorkommenden L— endlich den Namen L. a. u. t. e. r. b. a. ch. herauszubringen.

„Und es war ja in der früheren Wohnung eines Fräuleins Lauterbach — schreibt Wiger. Und sie! wo in der Welt mag sie wohl sein? Es würde vielleicht nicht

viel helfen, sie aufzusuchen, selbst wenn sie jene Emerenze wäre — und doch! doch! Es müssen Nachfragen, Untersuchungen angestellt werden! Wiger wird gewiß thun, was er kann."

Nun bekam Torkild Lust zum Schreiben; als er erst die gehörige Fährte aufgefunden, hatte er genug über die Lebenserinnerungen seines Großvaters zu commentiren, und bat den jungen Novellenschreiber aufs angelegentlichste, den Faden zu verfolgen, der vielleicht durch die Finger des alten Fräuleins Lauterbach liefe. Ueberdies hielt er sich verpflichtet, seinen Freund zu benachrichtigen, wie die Bewohner Wallerhaugs lebten, und was bisher unter der Hand und öffentlich, jedoch ohne Resultat, unternommen worden sei, um Etwas von der verschwundenen Susanne zu erfahren. Vielleicht wird sich der Leser aus dem Schlusse eines früheren Kapitels erinnern, daß Bache nach einer Unterredung mit Polycarpus Wiger den Entschluß faßte, endlich von Susannens Verschwinden Notiz zu nehmen; diese Untersuchung nahm nämlich ihren Anfang, sobald der Student Wallerhaug verlassen hatte. Er wandte sich natürlich zuerst an die Mutter, mit der er die erste Portion gereimter und ungereimter Muthmaßungen erschöpfte. Gertrud hatte Zeit genug gehabt, sich auf eine Frage vorzubereiten, die doch nicht immer ausbleiben konnte, und half sich damit aus, den Grund ihres früheren Stillschweigens auf die Vermuthung zu schieben, daß irgend Einer oder der Andere ins Geheimniß eingeweiht sei, und daß sie, wenn man ihr nichts sagen wolle, keine Lust habe, Jemand mit ihren Fragen

beschwerlich zu fallen. Es ist leicht zu begreifen, daß das fortgesetzte Verhör mit den Dienstleuten und Nachbarn keinen Erfolg hatte, und daß Prediger und Vögte vergebens ihr Signalement erhielten; eben so erfolglos war eine im Namen der Mutter verfaßte Aufforderung in den „norwegischen Intelligenzblättern.“ Torkild kämpfte lange mit sich selbst, ob er sich des öffentlichen Weges bedienen sollte, da er befürchtete, dem guten Rufe des Mädchens zu schaden; es war ja aber vor Gott und Menschen unverantwortlich, die Zeit so hingehen zu lassen; wie gesagt, man that, was man konnte. Torkild unternahm sogar einige Reisen in die Umgegend und später nach der schwedischen Grenze. Sein stilles Winterleben bekam durch diese Unterbrechung eine muntere Färbung. Der Gedanke an das bewegte Leben seines Vaters und Großvaters flößte ihm ordentlich einen Widerwillen ein gegen das Hinbrüten der Tage auf einem entlegenen Landgute — und dies bewirkte wieder den Vorsatz, einmal eine lehrreiche Reise durch Norwegen, vielleicht sogar nach Dänemark zu unternehmen.

Dieses „einmal“ floß gerade aus Torkilds Feder, indem er sich auf der vierten Briefseite mit seinem Freunde unterhielt. Er setzte seinen Reiseplan in Verbindung mit Wigers Person, den er dann nicht nur besuchen, sondern auch bereden wollte, mitzureisen.

Das Papier war vollgeschrieben und sollte mit einer erneuerten Aufforderung beendigt werden, das alte Fräulein aufzusuchen.

„Nun, ich bin doch auch ein einfältiger Tropf!“ rief

er zuletzt aus. „Hier schreibe ich von einer Reise, statt sie zu unternehmen. Ich gebe einem Fremden Aufträge, anstatt sie selbst zu besorgen. Was fehlt mir? Geld habe ich in meiner Schieblade; der Ackerbetrieb ist in diesem Monat unbedeutend; die beiden Frauenzimmer kommen ja recht wohl mit einander aus, und Aslak ist zuverlässig. Muth gefaßt, Torkild! Du bedarfst der Zerstreuung."

Wirklich hatte Mutter Leerbakke durch ihr besonnenes, immer gleichmäßiges Betragen sich in dem Grade den Platz gesichert, den ihr Beschützer ihr eingeräumt hatte, daß er keinen Aufruhr von Gertruds Seite zu befürchten brauchte, eine Furcht, die, wie wir uns entsinnen werden, ihn vor einem halben Jahre abgehalten hatte, Wiger zu begleiten.

„Es ist am besten, daß ich diese Sudelei durchreiße, einpacke, das englische Document mitnehme, mich morgen mit meinem Braunen auf den Weg begebe, oder, wenn ich die Gelegenheit wahrnähme, der Person, die diesen Brief hätte mitnehmen sollen, Vorbotenzettel zu geben, möchte ich fast lieber mit Skjuts reisen." — Man sieht, unser Landmann war Oeconom genug, sich jedes erlaubten Vortheils zu bedienen. Ich könnte noch mehrere Züge von der Umsicht, Ordnung und Fügsamkeit des Mannes erzählen, wenn ich die Berathung schildere, die denselben Nachmittag in Wallerhaugs gewöhnlicher Wohnstube gehalten wurde, und woran Aslak als Deputirter theilnahm. Da wurde die Reiseroute nach Christiania entworfen, jedes Kleidungsstück, das mitgenommen werden sollte, bezeichnet, und eine Liste über Alles,

was in der Stiftsstadt erfragt, ausgerichtet und angeschafft werden sollte, wurde angefangen. — Allein, wir wollen uns weder bei dieser Scene, noch bei der am folgenden Tage gehaltenen Rathsversammlung aufhalten, in der Torkild Bache dem versammelten Hausgesinde seine Befehle ertheilte.

Es dämmerte schon, als er eines Nachmittags im Märzmonat, von Wetter und Weg begünstigt, sich auf die Reise begab.

Diese ungewohnte Veränderung im alltäglichen Leben war ohne Zweifel angenehmer für Mamsell Geium, als für Mutter Leerbakke. Die Letztere ließ indeß Nichts davon verlauten, wie sehr sie ihren freundlichen Hausherrn vermißte, für den sie so gern geschäftig war. Sobald die häuslichen Geschäfte, die sie übernommen hatte, beendigt waren, ging Aase gewöhnlich in das Schlafzimmer der seligen Mutter Bache, welches man ihr eingeräumt hatte, und öffnete die mit großen Lettern gedruckte Bibel, die Torkild ihr als ein Andenken an die Hingeschiedene geschenkt hatte. Gertrud vertrieb sich die Zeit, so oft sie Gelegenheit hatte, mit einem der Bücher, womit Torkild in späterer Zeit ihre Büchersammlung versehen hatte, oder auch plauderte sie mit den Dienstboten, besonders mit ihrer Vertrauten, dem Küchenmädchen. Schon lange hatte sie über einen wichtigen Plan gebrütet, verschob aber stets die Ausführung desselben, indem sie vor der Scene zurückschauderte, die derselbe hervorrufen würde. Die Erdfrüchte in einem der Keller waren etwas vom Frost beschädigt worden, und diesen Umstand benutzte sie

endlich, um den Haushofmeister Aslak zu bewegen, den vormaligen Kartoffelkeller zu besichtigen, dessen Eingang jetzt zugeschneit war. „Vielleicht könnte man dort die noch unverdorbenen Kartoffeln und Wurzeln aufbewahren.“ Da nun sowohl Aslak als Aase diese Sache sehr wahrscheinlich fanden, und daß es wenigstens eines Versuches werth sei, den Weg zum Keller zu reinigen und denselben zu untersuchen, so wurde dies Unternehmen sogleich ins Werk gesetzt. Es war ein schrecklicher Augenblick für Gertrud, als sie die ruhigen Menschen in aller Gemächlichkeit daran arbeiten sah, sich zu Susannens Grabe einen Weg zu bahnen. Bald stand sie blaß und zitternd am Fenster, bald eilte sie zum braunen Schrank, um eine Herzstärkung zu sich zu nehmen. Endlich, nachdem Aslak die Schlüssel zu beiden Kellerthüren geholt hatte, trieb die Angst die unglückliche Sünderin in den Keller des Hauses hinunter, wo sie in der Verzweiflung den Pfropfen in eine Flasche alten Wein hinunterdrückte und sie vor den Mund setzte.

„Mamsell! Wo sind Sie! Sie müssen heraufkommen. Potz Wetter, hier sind schöne Sachen gefunden worden!“ rief Aslak in der offenstehenden Kellerluke.

„In die Erde damit! Ich will Nichts sehen!“ stammelte Gertrud außer sich.

„Das soll der schwarze Satan thun!“ antwortete Aslak lachend und fuhr fort, sie heraufzubeschwören.

„Sortiren Sie nun keine Wurzeln, Gertrud. Wir können den Keller doch nicht benutzen. Man hat aber Etwas gefunden, was Sie sehen müssen.“

Diese Worte kamen von Mutter Leerbakke, die sich über die Kelleröffnung hinauslehnte.

„Wenn ich mich schmücken wollte,
So wär's mit einem Kranz;
Wenn ich mich freuen sollte,
So wär's mit einem Tanz!"

sang Gertrud mit der angenommenen Ruhe der Verzweiflung, indem sie hinaufwackelte, und mitten auf der Diele in einem Zustande stand, der Mitleiden und Abscheu erweckte. Man kehrte sich indeß bald von dem ekeln Weibe mit dem verzogenen Gesichte weg zu einem angenehmeren Gegenstande, der auf dem Tische lag und nach und nach vom gesammten Hauspersonal umringt wurde.

„Nun, was wollt Ihr von mir?" stotterte Gertrud und kniff die Augen dicht zusammen.

„Ich glaube, sie hat den Verstand verloren!" murmelte Jemand; ein Anderer meinte, „sie sei besoffen, die Hexe." Aase aber schüttelte unwirsch den Kopf und kehrte sich zu den Uebrigen.

„Ihr seht nun allezusammen, daß hier elf Goldstücke liegen, die Aslak und Lauritz in der alten Spelunke fanden. Ich will sie nun zu mir nehmen und sie verwahren, bis der Herr zurückkehrt, dann kann er damit machen, wie es ihm gut dünkt. So viel will ich aber nur sagen, daß Ihr ein Glas Branntwein und einen Trunk gutes Bier zu Euch nehmen könnt, für's

Graben. Meint Sie das nicht auch, Mamsell Gertrud?"

„Was soll ich meinen? Ich verstehe, Gott steh' mir bei, weder das Eine, noch das Andre davon. Der, der das Geld hingelegt hat, hat wohl auch die Arbeit bezahlt; von mir kömmt es, Gott strafe mich, nicht."

„Nein, nun rappelt sie," sagte Aslak zu Mutter Leerbakke. „Es ist am besten, sie geht zu Bett."

Als Gertrud endlich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß durchaus nichts Merkwürdiges im Keller gefunden sei, als ein alter, wollener Strumpf mit elf Goldstücken, ergriff die Idee ihr verrücktes Gehirn, daß der „Gottseibeiuns" seine Hand mit im Spiel habe, die Leiche für sie expedirt und ihr das Geld in den Kauf als Handgeld für ihre arme Seele gegeben habe. Diese Vorstellung fixirte sich so in ihr, daß sie in eine dumpfe Melancholie versank, die sie zu jeder Arbeit ungeschickt machte. Mutter Leerbakke fühlte um so mehr Mitleid mit der Unglücklichen, als sie in ihr ein Bild ihres mehrjährigen Zustandes sah. Sie schloß Gertrud in ihre Gebete für die verlorne Tochter ein, und übernahm nun mit Redlichkeit und Eifer die ganze Landhaushaltung.

Die Geschichte von dem im Kartoffelkeller gefundenen Gelde lief wie ein Aufgebotsstab*) von Mund zu Mund

---

*) Bedstikke: ein gezeichneter Stecken, welcher in Norwegen früher herumging, um anzuzeigen, daß man sich zu bewaffnen und zur Versammlung einzufinden habe.
Anmerk. des Uebers.

in der Gegend herum und natürlich mit bedeutender Vergrößerung der Summe. Unter den Neugierigen fand sich denn auch Isaak Halvorsen, der alte Schulmeister, ein. Er befühlte und betrachtete das Geld mit einer bedenklichen Miene und sagte, während er dann und wann aus der Kaffeetasse nippte: „Die Regierung der Welt ist wunderbar, per Deus; es geht ein brüllender Löwe umher, um uns Alle zu verschlingen; wer aber im Glauben bleibt, wird zuletzt siegen. Ich will Euch Etwas erzählen, das jedoch unter uns bleiben muß; denn es ist nicht gut, Alles zu Allen zu sagen. — Vor einiger Zeit erhielt ich eine Epistola, oder ein Sendschreiben von meinem Sohn Greger, den Gott gesegnet und zu hohen Würden gebracht hat. Es ist beinahe zum Erstaunen, wenn man hört, was ihm widerfahren ist. Er ist ein großer Herr, ja, ein Herr in Seide und Gold, und wird Wohlgeboren genannt. Ja, er ist ein hochvornehmer Edelmann in dem heiligen römischen Reich geworden. Doch absint haec! Er schreibt mir mit großer Lust und Freude über den Wohlstand, worin ich armer Mann mich, seiner Meinung nach, befinden muß, und frägt mich sogar, ob ich in meinen Lebzeiten ihm Etwas von meinem Ueberfluß mittheilen will, oder was er nach meinem Tode zu erwarten hat.“

„Wie kann er auf den Einfall gekommen sein, Isaak? Ihr habt ja freilich Euer gutes, reichliches Auskommen, allein Reichthum — —“

„So ist's, per Deus! Aber hinc illae, Mutter Leerbakke! „Im Herbst,“ schreibt er, „hätte ich einen

Besuch von einem seiner Freunde gehabt, dem er den Namen Schwarz beilegt. Dieser" — so schreibt er, versteht Ihr — „traf mich einst des Morgens vor meinem Hause, und, was das Aeußere betrifft, in einem kümmerlichen Zustande, da ich schlecht gekleidet ging und ein malpropres Aussehen hatte. Desto mehr aber besäße ich an Gold und weltlichen Herrlichkeiten," was deucht Euch? quid tibi vixetur de matrimonio. „Und zum Beweis hätte ich ihm als Andenken eine kleine Goldmünze für seine kleine Tochter gegeben, worauf ich für blankes Gold Stück für Stück alle die Kleidungsstücke gekauft, die er, scilicet der Freund, Herr Schwarz, habe entbehren können." Quid tibi vixetur, he?"

„Und Ihr habt nie einen solchen Menschen gesehen, Isaak?"

„Ob ich einen solchen sah? — Etwas mußte aber doch daran sein. Denn gerade denselben hujus, als dies passirt sein sollte, kam ich von meiner Tochter Margaretha heim, und bei der Heimkehr fand ich die sogenannten Excremente von einem Pferd, sammt Räderspuren von einem Cabriolet, item ein kleines Stückchen Wurst und ein zusammengerolltes Papier, das dem Geruche nach als Umschlag um ein Stück Käse gedient hatte. Es ist demnach gewiß, daß Jemand da gewesen ist. Mit wem hat er aber nun gesprochen, Mutter Aase? Von wem hat er das Geld genommen? Sagt mir das, ut magnas mihi eras Apelles!"

„Das ist ja eine sonderbare Geschichte! War es aber wirklich Gold?"

„Per Deus! reines Gold! eben so blank und gewichtig, als dieses! Möge der —"

„Ihr habt sie also selbst gesehen, lieber Schulmeister?"

„Nein, keinesweges; nur mit dem geistigen Auge. Ich kann ja wissen, wie sie aussahen. Hinc illae!"

„Nun, und was urtheilt Ihr denn darüber?" fragte Mutter Leerbakke ein wenig furchtsam, indem sie die Dukaten ein wenig weiter wegschob.

„Ich urtheile so, Mutter Leerbakke, daß es viele Dinge gibt, die wir mit unserer sinnlichen Natur nicht ergründen können. Es begab sich zur selbigen Zeit, daß der Herr seinen heftigen Zorn ausließ, sowohl zu Lande, als zu Wasser. Einer, den ich nicht gern nenne, hatte sich vielleicht nach Gottes weiser Erlaubniß auf eine kurze Zeit von seinen Ketten losgerissen, und trieb hier auf der Erde sein Spiel. Zu eben der Zeit holte er Euren Mann, Gott sei seiner Seele gnädig am jüngsten Gericht; und kurz darauf entführte er die arme Susanne in ihren Sünden."

Das Gesicht der Mutter Leerbakke gab deutlich zu erkennen, welche Indignation des Schulmeisters schonungsloses Geplauder bei ihr erweckte. Sie stand plötzlich auf und bat ihn, sie mit solchen Reden zu verschonen.

„Nun, nun, Mutter Leerbakke! Es geschah nicht, um Euch zu beleidigen, per Deus! Nur aber ist und bleibt es meine Meinung, daß der Teufel, verzeih'

mir's Gott, in allen diesen Geschichten sein Spiel getrieben hat. Und wollt Ihr meinem Rathe folgen, so werft all' dieses verdammte Metall in's Wasser, wo es am tiefsten ist! — dixi!"

Diese kleine Begebenheit, die übrigens keinen Einfluß auf die Geschichte unserer Personen hatte, mußte hier Platz finden, ehe wir Wallerhaug verlassen.

Vierzehntes Kapitel.

Baches Ankunft in Christiania und Nachtscene im Lupin'schen Hause.

Es war noch nicht spät, als Torkild Bache eines Abends im besten Wohlsein in der Stiftsstadt anlangte, und sich nach der Wohnung der Madame Nagel in der Citadelle erkundigte, wo er denn auch unter dem unangenehmen Kreischen der Stahlstangen und den Funken der Pferdeschuhe auf dem unbeschneiten Steinpflaster anlangte und an der Glockenschnur zog. Madame Nagel öffnete selbst und antwortete kurz angebunden, daß Herr Wiger vor einer Stunde ihr Haus verlassen hätte.

„Mit Erlaubniß, die Mamsell oder Madame zu fragen, wo hat er sich denn hinbegeben?"

„Es ist zu viel verlangt, mein Herr, zu wissen, wo Leute sich aufhalten, die mein Haus verlassen haben," erwiederte die Frau; „so viel kann ich Ihnen aber sagen, daß er auf's Land zum Leichenbegängniß seiner Großmutter gereist ist."

„Ach, ist sie todt, die alte, freundliche Frau?"

„Nun, Du lieber Gott, ja. Das ist ja einmal der Lauf der Dinge in dieser Welt. Adieu, mein Herr!"

„So warten Sie doch ein wenig. Wollen Sie mir wohl gefälligst sagen, wo ich auf einige Tage ein Logis bekommen könnte? Ich bin ganz unbekannt in dieser Stadt."

„Ei, ei, wer sind Sie denn, mit Erlaubniß?"

„Ich bin ein Reisender; mein Name ist Bache," sagte unser Landmann. „Ich komme von —"

„Nun, das kann mir ganz einerlei sein, Herr Bache," antwortete die Frau, die unterdessen Person und Schlitten in Augenschein genommen hatte, „wie ich sehe, kann ich einem so netten Herrn einen kleinen Dienst erzeigen, und da Herr Wiger gerade auf einige Wochen seine Zimmer verlassen hat, so werde ich Sie, falls Sie es wünschen, mit Vergnügen aufnehmen. Sie sind gewiß nicht besser bei Thoms oder Schow aufgehoben und der Preis dürfte billiger sein."

„Das ist ja vortrefflich! Vielleicht habe ich die Ehre, mit der Frau des Hauses selbst zu reden."

„Aufzuwarten, lieber Herr Bache. Das Thor soll sogleich geöffnet werden. Kommen Sie aber vorerst mit mir. Bitte, haben Sie die Güte!"

Bald befand sich unser Reisender in einem hübschen Eckzimmer, demselben, worin Fräulein Lauterbach vor einigen Wochen Besuche empfing und ihren Shawl über einen Stuhl hing. Es wurden zwei Lichter hineinge-

bracht und Baches Koffer und Reisezeug in eine anstoßende Kammer transportirt, wo sich noch ein Theil von den Mobilien des Fräuleins, nebst einem anständigen Bett befand. In beiden Zimmern wurde geheizt und Bache machte seine Toilette, während die geschäftige Wirthin mit noth- und nicht nothwendigen Bequemlichkeiten aus- und einlief.

Nachdem Bache sich barbirt, sauber angezogen, und eine Brustnadel in seinen feinen Busenstreifen gesteckt hatte, trank er in aller Eile den dünnen Thee und fragte unterdessen die Madame Nagel, die mit Vergnügen ihren hübschen Miethsherrn betrachtete, ob Fräulein Lauterbach in der Stadt wohnte.

„Himmel, sind Sie mit der Dame bekannt? Nun, das ist schön! Allerdings ist sie in der Stadt, die alte Schachtel. Doch will ich deshalb nichts Böses von ihr gesagt haben; sie ist eben so respectabel, wie jemand Anders und hat geraume Zeit in meinem Hause gewohnt. Dazumal ging es ihr nur kümmerlich; ich aber verläugnete weder mein Christenherz, noch meine Zuvorkommenheit. So gut hätte sie es nicht bei Jedem gehabt. Wenn Einer aber besserer Herkunft ist, so hat man Nachsicht mit solchen Leuten, und es wäre eine Schande, wenn man ihr nicht nachsagte, daß sie zuletzt Alle befriedigte. Sie gehört übrigens zu denen, die mehr als Andere sein wollen. Jetzt aber geht es ihr gut; der Satan mag wissen, wie sie es gemacht hat. Sie ist aber Alles in Allem bei diesem Millionair, einem gewissen Lupin. Verzeihen Sie, Herr Bache, ich stehe hier und plaudre in

meiner Gutmüthigkeit allerlei Sachen durch einander; haben Sie vielleicht Briefe oder dergleichen an sie, dann kann mein Dienstmädchen es morgen dahin bringen. Denn sie wohnt da unten in der Stadt bei Lupins."

„Ich habe allerdings einige Papiere, die ihr gehören und die ich ihr selbst überliefern möchte. Glauben Sie, daß es angeht, ihr so spät einen Besuch abzustatten?"

„So spät, Herr Bache! die Uhr schlug ja eben erst sieben; das ist gerade die rechte Visitenzeit bei den Großen. Ja, das geht sehr wohl an. Mein Mädchen soll Sie mit der Laterne begleiten."

Husch! war Madame Nagel aus der Thür; allein Bache ward eben nicht zum Besten gestimmt, als er hörte, daß das Fräulein zu den Großen gehöre. Er hatte jedoch A gesagt, und zog ängstlich seinen Rock an. Das englische Manuscript steckte er in die geräumige Seitentasche.

„Was steht zu ihren Diensten, mein bester Herr?" sagte Fräulein Lauterbach mit einer höflichen und auffordernden Miene, indem sie von ihrem Arbeitstisch aufstand und dem Eintretenden entgegenging.

„Mein Anliegen, gnädiges Fräluein," stotterte Bache mit Schweißtropfen auf der Stirn, „besteht darin, Ihnen ein Ihnen gehöriges Manuscript einzuhändigen."

„Ah!" antwortete das Fräulein verbindlich und streckte die Hand nach dem Heft aus. „Es gehört allerdings mir. Sie haben wahrscheinlich mein früheren

Zimmer gemiethet. Sehr verbunden, mein Herr! Es würde mir sehr leid gethan haben, es zu verlieren, da es ein theures Andenken ist. Wenn aber solche Sachen in die Hände rechtlicher Menschen fallen, hat es damit keine Noth. Nochmals — ich danke Ihnen recht sehr!"

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich einen vielleicht gar zu dreisten Gebrauch Ihres Dankes mache. Allein ich muß gestehen —"

Das Fräulein sah ihn aufmerksam an und suchte den Sinn seiner Worte aus seinen Augen zu lesen; sie griff einen Augenblick nach ihrem sammtnen Strickbeutel. Jedoch die saubere Tracht und das edle Aussehen des Mannes vermochten sie, ihn schnell wieder wegzulegen. „Sie haben mir Etwas zu sagen. Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen."

„Dies Manuscript gehört Ihnen also, mein Fräulein. Ich habe eben kein Recht dazu, ich fühle jedoch ein großes Interesse für den Verfasser desselben — —"

„Ein wahrscheinlich schon längst verstorbener Mann, den ich in meiner Jugend gekannt habe."

„Der sich Edinger Gandel nennt," antwortete Bache.

„So ist's! Sie haben seine Memoiren gelesen, wie ich höre, Sie interessiren sich für ihn?"

„In hohem Grade! Er war mein Großvater."

„Wirklich?" rief das Fräulein und sah ihn fest in die Augen. „Wenn dies mehr als Scherz ist, mein Herr, so werden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir sagen, wer Sie sind, und —"

Die Bahn war gebrochen. In einem nicht unangenehmen, wenn auch weniger geordneten Vortrag erzählte Bache, was er sonst noch aus den polykarpischen Manuscripten vom Großvater und seinen Begebenheiten erfahren hatte; und sie hörte ihn mit augenscheinlicher Theilnahme an, indem sie sich von Zeit zu Zeit das eine Auge abtrocknete.

„Ihre Theilnahme, mein Fräulein, gibt mir eine Dreistigkeit, die Ihnen vielleicht mißfallen wird. Es kömmt in der Autobiographie meines Vaters ein Name vor, der durch L— bezeichnet ist. Ich habe aus meiner verzeihlichen Neugier die überstrichenen Ueberbleibsel der übrigen Buchstaben verglichen und gefunden, daß dieses L—“

„L a u t e r b a c h bedeutet; ich verstehe Sie.“

„So ist's,“ antwortete Bache, „und da nun dies Ihr Name ist, mein gnädiges Fräulein, und derselbe, wie ich mir vorgestellt habe, gerade von Ihnen überstrichen worden ist, so wollte — wollte — wollte ich gern wissen, ob — ob ich Sie Tante nennen dürfte?“

„Lieber Herr!“ sagte die alte Dame mit einem verlegnen Lächeln, „wenn dem auch so wäre, so müßten Sie es gewiß bedenklich finden, auf eine so kryptogamische Verwandtschaft Anspruch zu machen. Pater est, quem nuptiae declarant, nicht wahr? Sie sind vielleicht Jurist, oder verstehen in jedem Fall Latein?“

Bache verneinte Beides.

„Nun wohl! Warum sollte ich altes, einsames

Frauenzimmer die Vetterschaft eines braven Mannes verschmähen? Ja, Herr Bache! ich will Ihre Tante sein. Es freut, es rührt mich, daß — daß ich mir einbilden kann, weniger verlassen in dieser Welt zu sein." — Sie nahm seine beiden Hände, und sah ihn freundlich an. „Nun müssen Sie Etwas bei mir verweilen und mir auch Ihre Geschichte erzählen."

Das Fräulein klingelte und man brachte Erfrischungen. — Dieser über alle Maßen freundliche Empfang hatte Torkild in eine milde Stimmung gesetzt, die ihn gesprächig, ungezwungen und liebenswürdig machte. Er war ein schlichter Mensch; seine Bildung war von innen heraus geschehen; die Formen des gesellschaftlichen Lebens waren ihm gerade nicht unbekannt; allein er hatte sich dieselben doch nicht ganz angeeignet. Wenn er sich ihrer bediente, pflegte es daher über die Materie hinauszugehen; wenn dagegen die Materie ihn vermochte, sie zu verschmähen, verfiel er in das Naive. Gerade so war er interessant; und das verständige, erfahrne Frauenzimmer hörte ihn mit lebhaftem Interesse. Er nannte sie im Laufe des Gesprächs jeden Augenblick „Tante," oder bisweilen „gnädige Tante," und sie legte jedesmal mit einem freundlichen Ausdruck die Hand auf seinen Arm. Endlich hatte er sich müde geplaudert, und als die Wanduhr neun schlug, stand er auf.

„Wann willst Du mich nun wieder besuchen, mein junger Vetter? Morgen, nicht wahr? Aber — ich will Ihnen Etwas sagen. Ich habe morgen den ganzen Tag allerlei zu thun, und Sie wollen ja mit dem Freunde

Ihres Vaters, dem Assessor und mehreren Leuten sprechen. Ich erwarte Sie daher nicht eher, als um sieben Uhr morgen Abend, und werde Sie bei einer Familie einführen, wo Sie viele Unterhaltung finden werden. So lieb es mir auch ist, unter vier Augen von Ihnen Tante genannt zu werden, so ist es doch am besten, die Verwandtschaft zu ignoriren, wenn Andere zugegen sind."

Dies fand Bache ganz in seiner Ordnung und empfahl sich mit einem Handkuß bei der neuen Verwandtin, die er sehr angenehm gefunden hatte. Auf dem Rückwege fiel es ihm erst ein, daß er versäumt habe, nach dem späteren Schicksal des Großvaters zu fragen, soweit nämlich die Mittheilung des Manuscripts nicht reichte. „Doch morgen ist ja auch ein Tag."

„Gott Lob, daß ich Sie wohlbehalten wieder bei mir habe, Herr Bache. Ich glaubte, daß Sie sich in der Stadt verirrt hätten. Es ist hier nicht so leicht für Leute vom Lande, sich zurecht zu finden, besonders, wenn Sie nicht früher solche große Städte besucht haben. Nun, Sie trafen doch das alte Fräulein? War sie gnädig?" So fuhr das redselige Weib fort zu plaudern, während sie ihn vergebens auf ihre Plattfische einlud.

Emerenze Lauterbach fühlte sich sehr wohl zu Muthe. Daß sie, obgleich der lange vermißte Wohlstand sie umgab, eben nicht ganz nach eigner Bequemlichkeit bei dem rohen Lupin und seiner launigten Tochter lebte, ist leicht einzusehen. Wenn ihre Erziehungsmethode, vom Standpunkt der Moral gesehen, auch keinen Werth hatte, ist doch so viel gewiß, daß sie einen hohen Grad von An-

strengung erforderte, und durch die Consequenz, womit sie ausgeführt wurde, das Verdienst eines Kunstwerks besaß — das doch nur wenig gewürdigt wurde. Fräulein Lauterbach sehnte sich nach Freiheit. Denn, während sie Rosalie und sogar ihren Vater in künstlichen Fesseln hielt, war sie durch die Bande, die ihr mühsamer Gouvernementsposten ihr auflegte, nicht weniger von ihnen abhängig. Sie war indeß zu alt und zu klug, diese Bande zu lösen oder lockerer zu machen, ehe sie sich die Dankbarkeit dieser Menschen gesichert hatte, das heißt, ehe die früher erwähnte Pension näher bestimmt war. Nun erschien zum ersten Mal ein Schimmer der Möglichkeit, wenn wir es so nennen dürfen, um dadurch zu bezeichnen, wie schwach die Hoffnung für Emerenze war, in ihren alten Tagen bei dem jungen Landmann auf Wallerhaug eine friedliche Heimath zu finden. — Sie hing diesem Schimmer mit Wohlbehagen den ganzen Abend nach, und beschloß, gleich vom folgenden Tage an den Vetter Torkild nach und nach für diesen Wunsch zu stimmen.

Die Stille dieses Abends wurde verschiedenartig in dem eleganten Hause unterbrochen, in dem unser altes Fräulein ein Paar recht hübsche Zimmer bewohnte. Seit nicht langer Zeit hatte Herr Christian Lupin das große, elegante Haus gekauft oder gemiethet, und es in der Eile mit allen Bedürfnissen für eine reiche Familie versehen lassen. Jetzt stand das erste Fest bevor, das er der eleganten Welt zu geben gedachte, um sowohl sich, als seine Tochter als Abonnenten auf einen Platz in dem

großen Theater derselben darzustellen. — Ein wichtiges Fest!

In einem großen Saal befestigte eine Jungfer seidene Gardinen um die vergoldeten Pfeile, während hier der Fußboden gescheuert, und dort die Thürbeschläge polirt wurden. Obgleich aber ein halbes Dutzend Menschen auf verschiedene Weise beschäftigt waren, geschah dennoch Wort und That mit so geringem Lärm, daß die Ruhe der im untern Stockwerk schlafenden Herrschaft keinen Augenblick gestört werden konnte. Der Dienst in der Stadt lehrt, wie man auf den Zehen gehen muß; die Zunge wird dadurch nicht gefesselt. Bald ist sie damit beschäftigt, eine Tasse duftenden Mocca an die Lippen zu führen, bald — Plattituden und Witze, Spöttereien und Schmeicheleien zu sagen.

Unter der großen Birke,
In die meinen Namen ich schnitt,
Saß die verdammte Metze,
Sophie, die laufen ich ließ.

Diesen Vers sang Lauritz leise, während er mit Wachs einen Spieltisch polirte.

„Pfui, Lauritz! Singst Du dergleichen Sachen, während Sophie dort an der Thür steht und Dich hören kann. Du willst sie ja doch heirathen.“

„Meinetwegen; ich nehme sie zu jeder Zeit; am liebsten aber, wenn sie sich etwas mehr nach der Jungfer bilden wollte.“

„Nach mir?“ sagte Jungfer Salvesen, indem sie sich auf der Gardinenleiter halb umkehrte. „Wie ich glücklich bin, als Muster zu gelten.“

„Um Verzeihung, Jungfer; Sie selbst meinte ich diesmal nicht. Es war das Fräulein, wie sie genannt wird. Sie wird, hol' mich der Kuckuk, jeden Tag feiner und feiner.“

„Es soll mich in der That wundern, wer mit ihr abfährt, der Lieutenant, oder Nöller.“

„Sag' lieber, ob sie mit dem Lieutenant abfährt; in Dänemark soll er hoch angeschrieben stehen.“

„Zum Henker auch! er ist nicht mehr oder weniger, als Lieutenant, und sie ist reich und schön.“

„Ein adeliger Lieutenant in der Marine ist ungefähr dasselbe, was bei uns ein Oberst ist, hab' ich mir sagen lassen.“

„Das eben nicht; weniger thut's auch. Allein Adel ist Adel. Es ist allerdings ein größerer Unterschied zwischen einem Adeligen und einem Bürger, als zwischen dem vornehmsten Bürger und unser Einem, oder zwischen einem Diener und dem elendesten Gassenfeger.“

„Immer hast Du so derbe Ausdrücke, Lauritz. Der größte Unterschied, den es unter Menschen gibt, ist und bleibt der Unterschied zwischen reich und arm.“

„Der wahre Unterschied, mein Kind!“ schnarrte die halberwachsene Anna Marie, indem sie ihre Hände faltete, „ist der zwischen Guten und Bösen. Das hab' ich vom Prediger gelernt.“

„Schweig' Sie stille, Jungfer Naseweis! Nein, Lauritz hat nicht so ganz Unrecht. Es ist ein wesentlicher Essenzunterschied zwischen Adeligen und andern Leuten. Sie sind sowohl an Seele als an Körper anderer Natur."

„Wenigstens glauben Sie es selbst."

„Na, und die Bürgerlichen? Glauben sie nicht dasselbe? Glaube Du mir, der Eine könnte Nichts anfangen, wenn der Andere nichts geben wollte. Nein, es ist ein Unterschied, eine schöne Scene Koa*), wie Fräulein Lupin sagt, wenn sie sagen will, daß es Etwas ist, was sie nicht recht begreift, was aber dennoch so ist."

„Da weiß ich denn doch," sagte Jeremias, der mitten im Saal stand und den heruntergelassenen Kronleuchter polirte, „daß ich lieber das Geld des Herrn, als den närrischen Schlüssel haben möchte, der am Hintern jenes Kammerherrn baumelte, der hier vorige Mittwoch war, obgleich besagter Schlüssel ein Zeichen sein soll, daß solche Leute des Königs ;wahre Edelleute sind."

„Ah, wie Du da faselst, Jeremias! Mir wird ganz übel, wenn ich Jemand so adorabel faseln höre. Ein Kammerherr, Mensch, hat ja einen Posten in der Stadt, ein Edelmann aber ist ja nichts, ehe er was wird. Er ist jedoch dazu geboren, etwas Großes und Wichtiges zu werden."

„Der König ist wohl immer von adeliger Geburt?" fragte Sophie in der Saalthür.

„Das versteht sich; das war auch eine Frage!"

---

*) Wahrscheinlich: je ne sais quoi.

„Ja wohl war das eine Frage!“ erscholl es plötzlich aus einer halb offenstehenden Kabinetsthür, und eine dünne Gestalt in einem alten Rock und einer Nachtmütze steckte den Kopf herein! „He! he! he! es ist drolligt, Euer Geplauder anzuhören, liebe Leute!“

„Den Teufel auch, Jacobsen; wer wollte wohl reden, wenn Sie da stehen und zuhören? Sie würden nur Ihren Schaden dafür repariren, daß die Herrschaft Sie zum Besten hat.“

„Meinst Du das, mein Freund?“ antwortete Jacobsen mit einem Lächeln, das etwas Bitteres enthielt. „Der ist nicht immer ein Narr, der sich auslachen läßt. Ich will nicht leugnen, daß — aber —“ Jacobsen hielt inne und kehrte sich um.

„Herr Jacobsen,“ sagte Jungfer Salvesen, „bleiben Sie nur hier ein wenig bei uns. Helfen Sie mir, die Mitte der Fransen abzumessen und mir die Schleifen zu reichen. Jeremias, laufe zu Grethe hinunter und bitte um eine Tasse Kaffee für Jacobsen.“

„Der Teufel möge den holen, der das thut, Jungfer. Ich stehe hier mitten in dem Geschnörkel. Kannst Du nicht gehen, Anna Marie?“

„Nicht, weil Du es sagst, Du Meisterpolirer, wenn aber Jacobsen es wünscht — Herr Jacobsen,“ fuhr die Halberwachsene fort, indem sie dem Lector mit der Hand über den Rücken fuhr, „darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee bringen?“

„Nein, ich danke, kleine Anna Maria! Höre je-

doch! gehe in die Küche hinunter und frage, ob die Kraftbrühe eingekocht ist; Grethe, siehst Du, versprach mir eine kleine Tasse Bouillon. Das bekömmt mir besser, als Kaffee." —

Anna Maria hüpfte hinunter.

„Kommen Sie nun her, Jacobsen, und stehen Sie uns bei, sage ich! Hängt dieses Ende genau so weit herunter, als das andere?" — Der geduldige Jacobsen ließ sich nun vom Gesinde plagen, wie sonst von der Herrschaft.

„Was war das doch noch, was Sie sagten, Jacobsen," sagte Lauritz, „als Jungfer Salvesen meinte, daß es keinem Zweifel unterworfen wäre, der König sei von Adel?"

„Ich? Das weiß ich nicht mehr."

„Da schien es denn doch, als ob Sie bestreiten wollten, der König sei von Adel," versicherte die Jungfer.

„Nun ja, es kann wohl möglich sein. Das kömmt aber daher, daß ich die Edelleute zu den Menschen rechne, obgleich von einer weit edleren Natur, als die Bürgerlichen. Der König dagegen ist nur halb und halb ein Mensch, denn er hat Eigenschaften mit der Gottheit gemein."

„Ach, sieh' doch 'mal an! nun will Er uns Etwas einbilden."

„Nein, bei meiner Treu', das will ich nicht!" sagte Jacobsen mit trocknem Ernst. „Es ist Keiner über

Gott, es ist auch Keiner über den König. Der König hat eben so wenig Fehler, wie Gott."

„Hat ein König keine Fehler?"

„Nein, nie! Sobald er eine Handlung begeht, so ist sie rechtlich, ja sogar lobenswerth. Alle unsere Könige müßten ja sonst große Sünder sein. Sie haben z. B. alle eine Menge Bastarde. Sie haben Millionen, die dem Lande gehörten, verbaut, verspielt, verpraßt, verreist und verilluminirt."

„Nun wird er interessant!" sagte Jeremias mit einem Seitenblick auf Lauritz, der schafmäßig den gestikulirenden Spötter anstarrte.

„Ach, es ist nicht so gemeint."

„Nein, das könnt Ihr ja wohl begreifen!" sagte Jacobsen, der über seine kindischen Knippse, die er einsteckte, erschrak. Der gute Mann hätte in der That einem Jeden unangenehme Wahrheiten sagen können, wenn er nicht so vorsichtig gewesen wäre, sie nur den vier Wänden, oder, wenn's hoch kam, Leuten zu erzählen, die sie zu einem Ohr hinein, zum andern wieder heraus gehen ließen. Herr Jacobsen, der die gekrönten Häupter sehr herunterriß, was damals keineswegs wie eine Alltagsironie lautete, nahm sich dagegen klüglich in Acht, seine Satire zu gebrauchen, wo von Leuten die Rede war, die ihm näher standen. Als daher im Laufe des geschäftigen Abends und der Nacht das Gespräch über den reichen Herrn und seine alberne Eitelkeit herging, über Rosaliens unglückliche Versuche, sich Damenbekannt-

schaften zu verschaffen, über des Goldschmieds Wucher, Nöllers plumpe Betrügerei, und die hinterlistige Schlangennatur des Fräuleins Lauterbach — da war Jacobsen Derjenige, der Alles zum Besten deutete — ohne sich jedoch durch eifrigen Widerspruch an der Gesellschaft zu reiben. Die größte Mühe kostete es den Lector, die Comtoirwirksamkeit seines Herrn zu vertheidigen, als diese von Lauritz bezweifelt wurde. Christian Lupin hatte nämlich ein sowohl den Freunden, als dem Gesinde, fast unzugängliches, so genanntes Comtoir, und innerhalb des mit beständig verschlossenen Glasthüren versehenen Schranks einen Folianten, mit dem Rückentitel: **Hauptbuch**, nebst mehreren kleineren Büchern. — Keiner, heißt es, erscheint groß vor seinem Kammerdiener, und Lauritz behauptete, daß er einst, als der Herr betrunken war, den Schrank geöffnet, die Bücher besehen, alle aber eben so unbeschrieben gefunden habe, als sie in dem Augenblicke waren, wo er sie vom Buchbinder holte. Daß alle Geschäfte des Herrn durch die Hände des Vetters gingen, und daß dieser Seide dabei gesponnen habe, und zwar goldene Seide; darin stimmte der Lector mit den Uebrigen überein, wie er auch ihre Mißbilligung über die Anhänglichkeit theilte, womit der Grossirer Nöller seinen splendiden Freund umgarnt hielt.

Jungfer Salvesen unterhielt darauf die Gesellschaft mit einer spöttischen Beschreibung über die heimlichen Tanzstunden, in denen der alte schwedische Tanzmeister Walcke, lächerlichen Andenkens, das Fräulein, Positionen u. s. w. gelehrt und prophezeihet habe, daß es

am Debut zum nahe bevorstehenden Ball miserabel gehen würde.

Kurz, die geschäftigen Mäuler hielten die Augen wach, und die Hände und Arme in gehöriger Wirksamkeit, die nur durch einen Nachtimbiß unterbrochen wurde, den Anna Maria aus der Küche heraufholte, und der auf Veranstaltung des Kammerdieners durch den Inhalt einer Flasche Madera aus dem Keller Lupins angefeuchtet wurde. Der Leser wird wahrscheinlich überdrüssig werden, Zuschauer zu sein, wenn die Darstellung dieser Nachtscene länger dauern sollte.

Funfzehntes Kapitel.

Der Ball bei Lupin.

Es war Abend. In dem festlich geschmückten Tanzsaal nebst anstoßenden Zimmern ward nach und nach der Dämmerschein einer einzelnen Kerze in das hellste Licht verwandelt. Ein feiner Duft von Rosen, Jasminen und Vanille mischte sich in die angenehme Ofenwärme. Christian Lupin ging mit den Händen auf dem Rücken im Saale, der an das für die Herren bestimmte Entréezimmer stieß, langsam auf und nieder. Sein Anzug war ausgesucht. Nur würde eine gleichfarbige Tracht sich besser für sein Alter und seine Figur gepaßt haben, als die buntfarbige Weste, die chocoladefarbigen Beinkleider und die glänzend gelben Stulpen an den Stiefeln. Doch ein Jeder folgt seinem Geschmacke. Ein strahlender Diamant schmückte den feinen Busenstreifen, und eine sorgfältige Frisur hatte seinem Kopfe ein vornehmes Gepräge verliehen.

Mit Wohlbehagen betrachtete er sich in den hohen Spiegeln, fühlte sich aber bald wieder beklommen durch das Fremdartige der ganzen Umgebung und bei dem Gedanken an die ungewohnte Rolle, die er angenommen hatte. Lupins guter Verstand und die Bekanntschaft mit dem Weltton, den er sich zu verschaffen gesucht hatte, dienten ihm vielleicht zu einem sicherern Wegweiser, als die ihm vom Fräulein Lauterbach wohlwollend mitgetheilten Erinnerungen, die er mehrere Tage lang mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte, — und er fühlte, daß Nichts ihm nachtheiliger sein würde, als wenn er sich darauf einlassen wollte, ein feines Wesen zu erkünsteln, das ihm nicht eigenthümlich war. Natürlich und ungezwungen wollte er versuchen, die auswendig gelernten Höflichkeitsphrasen herzusagen und sich übrigens dem Strom überlassen. Rosaliens Vervollkommnung sollte sein Triumph sein. Eine andere wichtige Maßregel hatte er beobachtet, nämlich den ganzen Tag hindurch keine Spirituosa zu genießen, und obgleich sein Körper sich wider den fühlbar vermißten Genuß der gewohnten Reizmittel heftig aufregte, schlürfte er geduldig den unschuldigen Thee hinunter und erlaubte sich höchstens ein Glas starken Biers. Was übrigens den hohen Sinn des reichen Herrn etwas herabstimmte, war die unangenehme Erfahrung, daß die Hälfte der eingeladenen Gäste, und darunter die angesehensten Namen, sich hatten entschuldigen lassen. Was ihm einigermaßen rücksichtlich der Anzahl derer, die die Einladung angenommen, zu Hülfe kam, war natürlich die Neugier, mit eigenen Augen zu

erfahren, wie es bei dem rohen, eingebildeten Verschwender, der längst ein Gegenstand des Geredes gewesen, hergehen, und wie seine ebenfalls durch vielerlei Anecdoten bekannt gewordene, verschrobene Mamsell Tochter sich ausnehmen würde. Fräulein Lauterbach hatte einige Tage zuvor die lange aufgeschobenen, unumgänglichen Visiten mit ihrer Schülerin abgestattet. Sie wurden nur an wenigen Orten angenommen, und, wo man sie empfing, mit ziemlicher Kälte behandelt. Rosalie spielte ihre Rolle übrigens ganz erträglich, und einige Male gelang es ihr, ihre Bildungsbruchstücke so wohl anzubringen, daß sie die von ihr gehegte, unvortheilhafte Meinung widerlegte.

Lupin ging also mit den Händen auf dem Rücken im Saale auf und nieder; Jacobsen, seine rechte Hand, saß auf einem kleinen Stuhl neben einem kleinen Ecktisch, mit der langen Einladungsliste vor sich, aus der er seinem Principal bei jedem Namen die gegebene Antwort mitgetheilt hatte.

„Es ist doch curios, Lictor. Wenn ein reicher Mann Etwas an Menschen spendiren will, und sie bittet, vorlieb zu nehmen, so hat Dieser nicht, und Jener nicht Zeit. Was zum Teufel haben sie vor?"

„Das Einzige, was ich, nicht als Entschuldigung, behüte! sondern als eine Art Erklärung anzuführen weiß, Herr Lupin, ist, wie ich gesagt habe —"

„Ja, das hat Er nun bald zehnmal gesagt, daß ich keine Visiten gemacht habe. Donner und Wetter! ist das denn nicht Visite genug, die Leute zu bitten, sich für mein Geld mit allerlei schönen Sachen zu divertiren.

Fräulein Lauterbach aber ist ja, wie Sie sagten, aus gewesen, und hat mir Mehrere verschafft?"

„Sie sind auf die Liste getragen, Herr Lupin. Ich habe sie genannt. Es waren Madame Stahl mit zwei Töchtern."

„Ganz respectabel."

„Dann Major Rödinger nebst Familie."

„Auch ganz gut. Wäre nur die Generalin mitgekommen."

„Aber ihr Neffe kömmt. Ferner ein Gutsbesitzer Bache vom Lande."

„Possessionat? Dergleichen Bagatellen haben wir genug. Nun, was füllt, nährt auch. Hören Sie 'mal, Jacobsen, ich glaube, Gott straf' mich, daß ich unrecht handle, so total nüchtern hereinzugehen. Lassen Sie Lauritz einen bittern Schnaps hereinbringen."

„Ihre Mamsell Tochter bat —"

„Nun in des Teufels Namen — so hole Er mir denn ein wenig Kautabak. Vielleicht hilft das." Kaum hatte der arme Mäßigkeitsheld sein Narcoticum bearbeitet, als das Rollen eines Wagens plötzlich alle körperlichen Bedürfnisse stillte. Grossirer Möller und Sohn traten herein, während eine Bewegung im großen Saal verkündete, daß einige Damen angekommen waren. Nachdem Lupin durch einen Blick durch die Flügelthüren sich überzeugt hatte, daß seine Tochter sie in Empfang nehme, ging er den Herren entgegen und erwiederte ihre laute Begrüßung.

„Nun kommen sie, wie aus einem Sack!" rief

vergnügt der Wirth, als die Flügelthüren sich vor einer Schaar zierlicher, duftender Herren aufthaten, unter denen ein Paar uniformirte Kavaliere den eiteln Wirth besonders ergötzten. Er grüßte, verbeugte sich und applicirte ein: „herzlich Willkommen! Es freut mich! Das war brav, daß Sie gekommen! Nun, das mag ich leiden! unterthäniger Diener!" u. s. w., je nachdem die Umstände es erheischten.

Der Thee ward von galonirten Dienern servirt, unter denen sich besonders Lauritz durch seine nobeln Manieren auszeichnete. Lupin fing an, freier zu athmen und trat gravitätisch in den Damensalon, wo er mit steifem Blick nach allen Seiten grüßte. Rosalie kam ihm lächelnd entgegen, und präsentirte ihm, nach gegebener Instruction von der Hofmeisterin, die angesehensten Damen. „Nun mußt Du auch hineingehen und Deinen Knix vor den Cavalieren machen. Gott's Donner, wie Du prachtvoll aussiehst!" flüsterte er, indem er sich rückwärts aus der Thür zurückzog.

„Gleich, Vater! aber dort kommen gerade ein Paar Damen, die ich erst in Empfang nehmen muß."

Als er in den Seitensaal trat, näherte sich ihm ein netter, junger Mann, der sich als Bache vom Lande zu erkennen gab. Es war diesem Bache gar nicht wohl zu Muthe geworden, als er vor der Straße die erleuchteten Fenster gewahrte, und den vorbeigehenden Wagen begegnete. Beinahe wäre er umgekehrt — allein er hatte die Einladung angenommen, und seine Tante erwartete ihn. Es ging also nicht an. — Verwirrt ließ er sich vom Di=

ner zur Saalthür bringen, und stand fremd, verlegen und verblendet, einige Schritte vom Eingang, ohne zu wissen, wen er als Wirth begrüßen sollte.

„Wo ist Herr Lupin?“ fragte er Jemand, der ihm zunächst stand.

„Da kömmt unser Wirth,“ antwortete der Gefragte. Bache machte sein Compliment und nannte, wie früher schon erwähnt, seinen Namen, indem er für die unerwartete Ehre dankte, eingeladen zu sein, obgleich — —“

Starr wie eine Bildsäule, ohne ein Wort hervorbringen zu können, stand der vormalige Fischer da. Seine untere Kinnlade sank herab, und seine Augen schienen in die Erde sinken zu wollen. Nur Torkilds große Verwirrung verhinderte diesen, auf das Erstaunen und das unerklärliche Stillschweigen des fremden Mannes aufmerksam zu werden. „Willkommen!“ stotterte er endlich hervor, worauf er zur Thür hinauswackelte und stehen blieb, um sich den hervorbrechenden Schweiß aus dem Gesichte zu wischen.

Bache ward froh, als man ihm eine Tasse Thee präsentirte, die ihm Beschäftigung gewähren konnte, und stellte sich zum Ofen, ärgerlich über seine Verzagtheit. Dort hatte auch Jacobsen sich hingepflanzt, und die Einfachheit seines Anzugs und Aeußern gab Torkild Muth, ihn anzureden. — Hier oder nirgends galt es: „es ist der erste Schritt, der Ueberwindung kostet.“ Jacobsen fragte und antwortete, nannte ihm den Namen dieses oder jenes Herrn, und bald führten sie jene Art der Un-

terhaltung, die bei solchen Gelegenheiten hinlänglich ist, um zu scheinen, als ob man sich unterhalte.

„Wer ist die junge Dame dort in der Thür?“

„Die Tochter im Hause, Mamsell Lupin. Ist sie nicht schön?“

Ich will weder ein Bild von der Rose, noch von der Morgenröthe leihen, weder von den Göttinnen Griechenlands, noch des Nordens, um die eintretende Rosalie zu beschreiben. Sie war allerliebst! Das weiße, seidene Kleid, reich mit Spitzen besetzt, der rosenfarbene Florshwal, die schönen Locken, von Perlen durchwirkt, das brillantene Kreuz an ihrer Brust, und die glänzenden Ohrringe, erhöhten vielleicht ihre Schönheit nicht, machten sie aber um so imponirender. Mit Anmuth verbeugte sie sich vor den grüßenden Herren und bat sie, willkommen zu sein. Darauf bewegte sie sich mit leichten Schritten zu einem alten Veteran und ging so von dem Einen zum Andern, indem sie mit einer Sicherheit Artigkeiten austheilte, als wenn eine Fürstin Audienz ertheilt hätte. Es war begreiflich Rosaliens starke Seite, ihre wohlein studirten Redensarten aphoristisch zu benutzen. Bis zu den Herren am Ofen gelangte sie nicht. Sie vermißte ihren Vater, und als ihr Onkel, der Goldschmied Lupin, ihr sagte, er sei aus dem Zimmer gegangen, sah sie sich unschlüssig nach ihrer Lehrmeisterin um, die gerade aus dem Ballsaal kam. Fräulein Lauterbach übernahm es, ihn ersuchen zu lassen, heraufzukommen, um den Ball einzuleiten. Rosalie ging zu ihren Damen zurück.

„Wie geht es Ihnen, mein lieber Bache? Sie stehen hier so allein. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht introducirt habe! Sie introduciren sich am besten selbst, davon bin ich überzeugt. Sie tanzen doch, nicht wahr?“

„Gnädige Tan— Fräulein! dieser Herr ist so gütig gewesen —“

„Das war hübsch von Ihnen, lieber Jacobsen! Aber siehe da, Lieutenant Herfort, darf ich Sie mit dem Gutsbesitzer Bache bekannt machen und Sie ersuchen, ihn mit unsern andern Freunden in Rapport zu setzen? Ach, da ist unser Wirth. — Lieber Herr Lupin,“ flüsterte sie, „die Musik wartet auf einen Wink.“

Christian Lupin hatte sich gefaßt. Der heiße Punsch, wovon er dem Diener im Gange ein Glas abgenommen hatte, setzte seine Lebensgeister in Bewegung, und überzeugt, daß seine Rolle durch Verzagtheit nur schlechter werden würde, ging er rasch zum Ausländer, dem Major Rödinger, und forderte ihn auf, den Ball zu eröffnen, welches denn die gewöhnliche Bewegung unter den Herren bewirkte, die in den Salon hineinströmten. Und unser Gutsbesitzer? Er stand da und folgte mit träumendem Blick den behandschuhten Herren.

„Befehlen Sie ein Glas?“ fragte der Diener, und Bache verbeugte sich tief, ohne den Arm aufzuheben. Wie war ihm denn zu Muthe? Hatte er wirklich Susanne in der reich geschmückten Rosalie wieder erkannt? Nein, lieber Leser! Dazu war die Veränderung ihres Aeußern, der Lage und des Orts zu bedeutend. Sie

hatte nicht einmal eine Vorstellung von der Aehnlichkeit Beider in ihm erweckt. Das Unnennbare aber, das mehr als Schönheit und Liebreiz des Jünglings Herz für den einzigen Gegenstand seiner Liebe einnimmt, und das bei ihm nur für diesen Gegenstand allein stattfindet — dieses Unnennbare, das gerade zwei und nicht mehr Herzen an einander fesselt, dies wehte ihn beim Anblick Rosaliens an; es durchbebte seine Nerven, und riß ihn aus der ganzen Umgebung fort.

„Wollen wir nicht zu jener Thür gehen?" fragte Jacobsen bescheiden, und willig folgte ihm sein in sich gekehrter Seitenmann. Er betrachtete den lebhaften Tanz, der von einem wohlbesetzten Orchester beflügelt wurde, oder eigentlich, sein Auge folgte Rosaliens Bewegungen. Es thut uns leid, gestehen zu müssen, daß unsere Heldin kaum leidlich tanzte; ihre Bewegungen waren höchst gezwungen. Sie fühlte dies nur zu gut, und dadurch wurde die Sache nicht besser. Ihre Anmuth jedoch bezauberte die Herren, und die Damen hatten nichts dagegen, daß sie doch in einem Hauptpunkte weit unter ihnen stand. Enfin, sie war Wirthin, und auf ihren Wink ward ihnen der herrliche Genuß zu Theil. Rosalie tanzte fast jeden Tanz, und, wie gewöhnlich, ging es nach und nach besser. Fräulein Lauterbach, die Anfangs große Furcht vor diesem Balle gehabt und ihn abgerathen hatte, konnte ihrer Schülerin unter der Ausübung von Terpsichores Kunst nicht zu Hülfe kommen, und überließ sie daher sich selbst. Desto sorgfältiger richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Functionen der Aufwärter, und bewirkte, wie die

Stahlfeder in der Uhr, daß Alles mit pünktlicher Genauigkeit ausgeführt wurde.

Der Wirth ließ sich in den Sälen nicht sehen. Er hatte sich in die Rauchzimmer zurückgezogen und ging von einem Spieltisch zum andern. Baches Person hatte ihm Unlust eingeflößt, den schönen, kostbaren Ball und seine Zierden zu betrachten.

„Nun, mein lieber Neffe!“ flüsterte das Fräulein zu Bache, „tanzen Sie gar nicht? So trinken Sie doch wenigstens ein Glas Punsch;“ der Diener trug gerade Eispunsch herum. „Haben Sie mit unserer Wirthin gesprochen? Wie gefällt sie Ihnen?“

„Soll ich aufrichtig sein, Fräulein, so habe ich nie ein so reizendes Mädchen, weder lebendig, noch gemalt, gesehen.“ Bache ward glühend roth, als diese Worte, ohne daß er wußte wie, sich Bahn aus seiner Brust und über seine Lippen gemacht hatten.

„Es freut mich, das zu hören; denn da braucht mir nicht bange zu sein, daß Sie sich langweilen. Kommen Sie nun aber mit, und lassen Sie sich vorstellen, ehe ein neuer Tanz beginnt.“

„O, o, Fräulein!“ flehte der erschrockene Gutsbesitzer und retirirte näher an die Thür heran. Da kam Rosalie am Arm einer andern Dame den Saal herab und Bache sah sich wenigstens befreit, mit dem alten Fräulein durch den Saal zu marschiren. Sie stand gerade im Begriff, Rosalie anzureden, als einer der ersten Ballherren, James X. (ich glaube, wir haben eine flüchtige Bekanntschaft

mit ihm auf der Straße gemacht), den Damen nachgetrippelt kam, um ihre Flanke defilirte, und mit einer liebenswürdigen Verbeugung, den Kopf schräge und mit den Fingern in den Haaren vor ihnen stand.

„Mein bestes Fräulein Lupin, ich habe eine Bitte an Sie, eine Bitte von so großer Wichtigkeit, daß ich Ihr vertrautes Gespräch zu unterbrechen wage. Verzeihen Sie, meine Damen?"

„Die vertraute Mittheilung leidet durch ihre Dazwischenkunft gewiß keinen Abbruch, Herr X.," sagte eine der Damen, die wir nicht kennen; „ich erzählte Mamsell Lupin, daß der Ball sehr gut mit Chapeaux versehen sei, wogegen sie treffend bemerkte, das komme daher, daß zu wenig Damen da wären. Um Verzeihung, Mamsell Lupin! dort sehe ich meine Mutter; sie — sie sucht bestimmt Etwas."

„Kommen Sie nun mit Ihrer wichtigen Bitte, Herr X. Wichtige Dinge leiden am wenigsten Aufschub."

„Ah superb, Fräulein Lupin! Wann fehlt es Ihnen an einer witzigen Antwort? Wohlan, meine Bitte richtet sich auf die Erlaubniß, Sie einen Augenblick fixiren zu dürfen." Herr X. zog seine Lorgnette aus der Westentasche hervor.

„Mich zu fixiren?" sagte Rosalie, die die Bedeutung „betrachten" nicht kannte und vexiren verstand. „Das will sagen, mich zum Besten zu haben. Nein, dazu habe ich keine Lust."

„O das ist scharmant — ein Doppelsinn! Sie sind unvergleichlich. Nein, im Ernst, wie der Himmel in Ihrem holden Auge, ich bitte um Erlaubniß, zu untersuchen, ob diese Perlenreihe in die Haarflechte geflochten, oder die Flechte um die Perlen gewickelt ist. — Nun hab' ich es! Meinen herzlichsten Dank, liebstes Fräulein!"

„Warum ist denn aber diese Observation so wichtig?"

„Weil ich zum Schiedsrichter zwischen zwei Damen ernannt bin, welche Parure die hübscheste ist. Ich wollte mich davon überzeugen, welche es sei. Nun bin ich überzeugt."

Rosalie klopfte ihn mit ihrem Handschuh über die Finger und kehrte sich lachend um.

„Einen Augenblick, Mamsell Lupin!" sagte der Lieutenant Herfort eifrig, doch mit gedämpfter Stimme; erfüllen Sie eine kleine Bitte."

„Ich habe so eben eine sehr wichtige erfüllt; lassen Sie hören."

„Setzen Sie den nächsten Tanz aus! Ich bitte Sie, thun Sie mir es zu Gefallen!"

„Das kann ich nicht; ich bin von Nöller engagirt."

„O nichts Anders! Versprechen Sie ihm den nächsten Tanz."

„Warum aber? Ich will den Grund wissen."

„Liebe Rosalie! Zürnen Sie mir nicht. Es ist ein verwickelter Tanz — und ich fürchte, Sie finden sich nicht heraus."

„Sie erschrecken mich. Warum sollte ich mich aber nicht herausfinden können?“

„Hm! Wollen Sie aber nicht wenigstens Nöller vermögen, ganz unten in der Reihe Platz zu nehmen?“

„Das kömmt auf meinen Cavalier an, wo er sich hinstellt,“ sagte Mamsell Lupin piquirt und kehrte sich von ihm ab. Der Seeoffizier biß sich in die Lippen und stieß mit den Zehen gegen die Diele.

„Heda!“ rief er zu Nöller, der mit einer wohlgefälligen Selbstzufriedenheit und den Daumen in den Armlöchern der Weste, vorbeischlenderte, „heda, Kamerad! Wir müssen bei Gott heute Abend ein Glas Punsch mit einander trinken! Nichts aber von diesen eisigen Sachen. Kommen Sie mit in die Spielzimmer; da gibt es einen Maderapunsch, der ist vom ächten Schlage.“

„Papperlapapp, ich habe keine Zeit, man gibt Signal zum Tanzen.“

„Allerdings haben Sie Zeit! Eins, zwei, drei! so ist es gethan.“ Und damit zog er den jungen Herrn Emil Nöller mit sich fort, der zu einer andern Zeit geneigter gewesen sein würde, ein Glas mit einem guten Freunde zu leeren.“

Herfort's List gelang; nolens volens mußte Nöller sich unten bei der Bowle aufhalten lassen, bis er erst mit dem Wirth getrunken, und überdies die Geschichte einer misère ouverte angehört hatte, die auf die dreizehnte Karte verloren wurde. Fluchend eilte er von dannen. O weh! die aufgestellte Reihe erstreckte sich schon bis über

die Mitte des Saals, und es war für Herrn Nöller nichts Anders übrig, als sich augenblicklich seinen Platz vorzubehalten, während er seine Dame suchte. Wo war sie? Verschwunden! Ach! weder im Saal, noch in den anstoßenden Kabinetten und Seitenzimmern, wo Matronen und alte Herren ihr l'Hombre und Wisth spielten. Er fragte Herren, er fragte Damen, er fragte Fräulein Lauterbach, er fragte die Diener — vergebens! Der Leser wird vielleicht fragen, ob Rosalie auch verschwindet, wie zu seiner Zeit Susanne verschwand. Nein, so strenge auch ein Theil der beau monde gegen sie war, gerade weil derselbe im vollen Maaß die Gastfreiheit des Hauses genoß, so war doch kaum Jemand vorhanden, der sie in einen Keller, nicht einmal in ein warmes Kabinet hätte einsperren wollen; im Gegentheil verdarb sie durch ihre Abwesenheit den beiden ersten Tanzpaaren den schändlichen Plan, den ihr Freund Herfort entdeckt hatte. — Nein, Rosalie befand sich an einem Ort, wo man nicht so leicht die atlasgekleidete Ballkönigin entdeckt haben würde; es war jedoch ein warmer, trockener und sicherer Ort. In einem entlegenen Gebäude, zu dem ein Corridor vom Hauptgebäude führte, bewohnte eine alte, beinahe blinde und taube Frau ein Zimmer, das ihr vom Verkäufer des großen Hauses vorbehalten worden war. Eine matte Lampe brannte auf dem Tische. Die Alte schlief ruhig in ihrem Bette, ihre Aufwärterin hatte sich hinausgeschlichen, um den Ball anzusehen. Hier war es, wo sich Rosalie befand. Sie war auf einen Stuhl umgesunken und athmete tief und schnell.

„Ob er mich wohl erkannt haben sollte? Aber er starrte mich ja so fest, so wunderbar an! Und überdies, was wollte er hier sonst wohl? Wie könnte es ihm einfallen, ganz fremde Menschen zu besuchen! Es ist nur zu gewiß! Ach Gott! was soll ich thun? Das Fräulein kann ich nicht um Rath fragen. — Und Vater! Gott im Himmel, Vater! Wie wird es doch gehen! Alles wird entdeckt werden! Welche Demüthigung. O, ich möchte in die Erde sinken!"

„Was gibt es hier?" fragte die Alte, und richtete ihren Kopf vom Kissen in die Höhe. Bist Du es, Kari?"

„Ja," antwortete Rosalie und setzte sich weiter von der Lampe weg.

„Ich bat Dich, mir einen kleinen Speiselöffel Gelee zu verschaffen, Kind; Du verstandst mich aber nicht."

„Nein," antwortete Rosalie; sie wollte so lange als möglich ihr Incognito behalten.

„Nun, es war nicht meine Meinung, daß Du ihn mausen, oder Dich zu den Dienern halten solltest; nur, wenn Du die Gelegenheit haben könntest, die Mamsell darum zu bitten. Sie würde einer alten Frau eine solche Kleinigkeit gewiß nicht abgeschlagen haben. Ich könnte wohl bis morgen warten; dann aber haben die Diener Alles aufgeleckt. Geh', Kari; handle aber ehrlich und geradezu; gehe immer und in Allem den rechten Weg," fuhr die Alte mit erhobener Stimme fort und setzte sich

halb aufrecht. „Der gerade Weg, Kind, führt aus allen Labyrinthen; und bist Du einmal in ein Labyrinth hineingerathen, mein Kind, so besinne Dich, und bahne Dir den kürzesten und geradesten Durchgang. — Es war einmal in meiner Jugend — — doch geh' nun, Kari, und benimm Dich ordentlich, Kind."

„Der gerade Weg! Wenn man solche Worte hört, so soll man ihnen folgen! Ach, das hörte ich von Mutter Hannchen den letzten Tag, als ich sie sah —!"

Vom Gedanken zur Ausführung war nur ein Augenblick und schon im nächsten war Rosalie am Ende des Corridors, und hatte den muthigen Entschluß gefaßt, Torkild herausrufen zu lassen. Aber durch wen? Wie auffallend! Da mochte sie wohl lieber — doch woher den Muth dazu nehmen — mit ihm selbst im Saal sprechen. Da kam gerade der Vater die Treppe heraufgestöhnt, und Rosalie fühlte sich um die Hälfte leichter.

„Weißt Du es schon, Vater? Weißt Du, wer im Saal ist?"

„Ja, Gott verdamm' mich, ich weiß es, mein Täubchen. Ich kann sie Alle an den Fingern herzählen und darunter auch den Besitzer von Wallerhaug. Das hat aber keine Gefahr. Ich wurde etwas lang im Gesicht, als ich ihn zu sehen bekam; nun aber bin ich überzeugt, daß er mich durchaus nicht kennt. Ich habe so eben ein Glas mit ihm getrunken.

„Sollte er aber mich nicht kennen?"

„Dich, mein Hühnchen! Nein, hol' mich der Ku-

kuk, wenn er Dich in den Federn kennt, worin Du jetzt gehst! Sieh' ihn nur dreist an, und sei ungenirt. So mach' ich's."

„Aber, theuerste Rosalie! Wo stecken Sie doch? Man hat Sie seit einer halben Stunde vermißt und überall nach Ihnen gefragt," rief Fräulein Lauterbach und zog sie am Arm mit sich.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Lupin, könnten jetzt die kleinen Tische aufgestellt und servirt werden."

„Ja, ja! und dann heraus mit dem Champagner!"

Torkild Bache wußte nicht, ob er seine Sinne der wunderbarsten Täuschung anklagen, oder ob er Alles auf Rechnung der Phantasie schieben sollte: Susannens und Simens Auftreten in verwandeltem Costume, die Tante, der Ball, die ganze Reise! Oder ob er vielleicht in seinem Bette auf Wallerhaug liege?

„Ich träume den lustigsten Traum, den ich je gehabt habe!" sagte er halblaut und stürzte ein Glas Champagner in der Ueberzeugung hinunter, daß der Traumgott ihm den Trank eingeschenkt habe, den er so oft hatte preisen hören. Der vermeintlich geträumte Trank in einer Mischung gleichfalls geträumter Getränke, verkehrten nun die ganze Natur des ehrlichen Torkild. Mit lächelnder und selbstzufriedener Miene spazirte er nun zwischen den sprechenden, lachenden, essenden und trinkenden Gruppen Sitzender, Stehender und Gehender. Fräulein Lauterbach beobachtete mit Mißbehagen ihren

Protegé und trat dicht zu ihm heran, um ihrem Neffen eine nützliche Erinnerung zuzuflüstern.

„Es ist doch wunderbar," sagte er lachend zu ihr, als sie ihm nahe genug stand; „Sie sind ein Traumbild, Sie hier, Der dort, Alle, Alle mit einander; und ich spreche mit ihnen, als ob sie vorhanden wären, ich hätte Lust, auch mit Susanne zu sprechen; aber ich darf nicht! ich darf nicht! Ha! ha! ha! Mir wird vor meinen eignen Traumgebilden bange!"

„Stille, stille! Alles ist ein Traum. Sie haben Recht; man ist sich aber selbst schuldig, consequent zu sein. Sie träumen ja auch von einer Figur, die Bache heißt. Sie sind ja selbst mitten unter den Figuren. Spielen Sie das Spiel also mit!"

Die Rede der klugen Dame that ihre Wirkung auf den Träumer. Er beschloß, so lange als möglich die angenehmen Illusionen zu bewahren, und zog sich in eine Observationsecke zurück. — Die Tante traute dem Spiel nicht recht und war gesonnen, sobald sie sich ohne Aufsehen ihrem Protegé wieder nähern könnte, ihn zu bewegen, nach Hause zu gehen. Ihre Besorgniß war überflüssig. Denn während sie sich zu einer alten Matrone umkehrte, die sie gähnend versicherte, daß sie nie auf einem angenehmeren Balle gewesen sei — eilte ein Diener zu Bache und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Er folgte schnell dem Voranschreitenden.

„Wo soll ich hin?" fragte er, indem er begierig die kalte, frische Nachtluft einsog.

„Nur einen Augenblick, hier in dies Zimmer herein, Herr!" Kaum stand er hier allein, als Rosalie — Susanne mit einem Glase auf einem Präsentirteller hervortrat.

„Darf ich Ihnen ein Glas Wasser bieten?" sagte sie mit einem einnehmenden Lächeln.

Nur einen Augenblick zurück, lieber Leser! nur einen Augenblick, um Rosalie eben so ängstlich, wie kurz zuvor das Fräulein Lauterbach, allein aus einem noch wichtigeren Grunde, die lebhafte Veränderung wahrnehmen zu sehen, die sich bei Bache zu zeigen begann. Sie mußte ein Wort des Wiedererkennens befürchten, das ihm schon auf den Lippen zu schweben schien. Da durfte sie nun nicht aufschieben, die Ermahnungen der alten Frau zu befolgen, und —

Nun hatte Torkild den gesunden, kalten Trank geleert; — der Traum von einem Traum war ausgeträumt.

„Sie sind — Du bist Susanne? Wie? Du lebst! Du lebst glücklich! Und Dein Vater! Aber wie ist dieses Alles möglich?"

„Um des Himmels Willen, Torkild Bache! Wenn Sie nicht nur meinen Vater, sondern auch mich nicht in ein grenzenloses Elend stürzen wollen, so — geben Sie mir Ihre Hand, daß Sie verschwiegen sind! Morgen sollen Sie ein Billet von mir erhalten, worin ich eine Zusammenkunft bestimmen werde, um Ihnen Alles zu erzählen. Aber nun — nun müssen Sie eilig wieder hinauf, oder auch nach Hause gehen. Thun Sie, was Sie wollen! Aber Verschwiegenheit in Wort und Mienen!"

Rosalie reichte ihm die Hand, die er mechanisch drückte; und wie ein Pfeil flog sie aus der Thür.

„— Oder auch nach Hause gehen — hm! — und Sie! Nun, wenn Alles sich so verändert, wie kann da Du sich passen? — Sie kannte mich doch! — Es ist wohl am besten, daß ich ihrem freundlichen Rathe folge, und mich fortbegebe.

Gekränkt uud mißvergnügt ging Bache in den Gang hinaus, wo er seinen Mantel hatte, und verfügte sich weg, ohne daß Jemand im Hause es bemerkte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Tag nach dem Balle.

Ein routinirter Verfasser kann natürlich nie in Verlegenheit gerathen, das hervorzusuchen, was er erzählen will. Er braucht nur niederzuschreiben, und wenn er nichts mehr weiß, dann hört er auf. Weit schwieriger wird es ihm, bei Seite zu legen, was er nicht erzählen soll. Davon gibt es immer eine Menge, und ich bin überzeugt, daß der Verfasser von Sophiens Reise von (ich erinnere mich wahrlich nicht von — und nach), der sechs Bände über eine Reise von wenigen Tagen geschrieben hat, sie noch mit sechs Bänden supplirt haben könnte, wenn er nicht mit einem kräftigen Messerschnitt viele unwesentliche Auswüchse weggeschnitten hätte. Den Muth, der zum Weglassen gehört, habe ich mir an diesem Orte zu erkämpfen gesucht. Es gibt so Manches vom Balle her, das ich erzählen möchte, ehe er zu Ende ging, — von dem Erstaunen der blinden und tauben Frau an, als

ein Diener ihr eine ganze Schüssel voll Gelee von Mamsell Lupin brachte — bis zum wunderbaren, auf dem Thränenpuncte stehenden Temperamentsbarometer dieser Mamsell, nicht nur die übrige Nacht hindurch, sondern auch noch am folgenden Morgen. Die Uneinigkeit zwischen Herfort und Nöller, und die öffentliche Liebeserklärung des Letztern gegen Rosalie, die ihn auf eine passende Art ersuchte, seine Erklärung bis auf ein ander Mal aufzuschieben, alles dies können wir noch immer erzählen. Am wenigsten kehren wir uns daran, Etwas vom Frühstück zu berichten, während dessen der Goldschmied Lupin nach und nach nicht unter den Tisch — fiel, sondern glitt, und Nöller ins Bett seines Wirths und Freundes getragen wurde, wogegen dieser auf seinem Sopha lag und schnarchte. —

Rosaliens Betrachtungen während des Entkleidens über sonst und jetzt verdienten jedoch nicht ganz übergangen zu werden; sie enthielten viel Gutes. Obgleich sie nicht leugnen konnte, daß ihre gegenwärtige Lage sehr vortheilhafte Seiten habe, fand sie doch, daß sie bisher in dieser Lage nicht glücklich gewesen sei, und daß sie es kaum werden würde. Mehrere weniger angenehme Erfahrungen aus der feinen Welt hatte sie in der verflossenen Nacht eingesammelt. Wie glücklich hätte sie werden können, wenn ihr Vater, ohne einen ehrlichen Fund geheim zu halten, ihn für sich und die Seinigen angewandt hätte! Fräulein Lauterbach würde sie doch nie so weit bringen, um sich rücksichtlich des Welttons mit den raffinirten Damen messen zu können; und ihre Anbeter!

was waren sie, was war für Susanne sogar der brave Herfort sammt seinem Range und seiner hübschen Uniform, gegen Torkild Bache, den soliden, rechtschaffenen, wohlhabenden Gutsbesitzer! Er würde sie nie übersehen haben, selbst als Fischertochter nicht, und nun würde er mit Achtung und Bewunderung ihrer Stimme horchen. — Ungefähr in dieser Richtung strömten ihre Gedanken aus, und sie machte recht wunderbare Pläne, wozu Herr Lupin freilich gleich ein strenges Nein gesagt haben würde — als der Morgenschlaf ihre müden Augenlider küßte.

Die Mittagsglocke tönte durch die ganze Stadt, als man sich in der Stubenetage des Herrn Lupin zu regen anfing. Fräulein Lauterbach war die Erste, die auf den Beinen war. Sie war über verschiedene Aeußerungen, welche die Familie betrafen, über ein Paar Mißgriffe, die Rosalie begangen hatte, und besonders darüber verstimmt, daß ihr Neffe ein lächerliches Betragen gezeigt habe. Fräulein Lauterbach war, ungeachtet ihres einsamen Mädchenlebens und ihrer egoistischen Grundsätze, keinesweges Egoistin. Diese Grundsätze, auf denen sie eine eben so schiefe, als verderbliche Erziehungsmethode erbaute, waren so weit entfernt, ein Resultat ihrer vermeintlichen Forschung und Erfahrung in diesem Fache zu sein, daß sie vielmehr eines mißvergnügten, unbeachteten und alten Weibes noch jugendlicher, fast humoristisch-bittrer Scherz mit der Menschennatur waren. Sie war von ihrem rechten Standpunkt verrückt worden, und da geht es mit jeder Thätigkeit schief. Also — Fräulein Lauterbach war keinesweges Egoistin; leicht fesselte sie sich an

Menschen, mit denen sie in nähere Berührung kam, und die Ehre dieser war dann die ihrige. Sie sehnte sich darnach, ihrem jungen Verwandten wegen seines keinesweges passenden Betragens, dessen innersten Grund sie natürlich durchaus nicht ahnen konnte — recht derb den Text zu lesen — und dann zu näherer Gewißheit zu gelangen, inwiefern sie sich auf einen Zufluchtsort auf Wallerhaug Hoffnung machen dürfte. — Um Beides schneller ins Werk zu setzen, schrieb sie ein Billet, und schickte es in seine Wohnung.

Der reiche Mann erwachte auf seinem mit Stahlfedern versehenen Sopha in einem der Seitenkabinette und horchte einige Zeit auf die Conversation der mit der Reinigung der Säle beschäftigten Dienerschaft. Wenn diese dem früheren Gespräch zwischen denselben Personen vor dem Balle ähnlich gewesen, dürfte er vielleicht bald genug davon bekommen haben. Wir wissen aber nichts weiter, als daß er sein eines Bein vom Sopha herabließ, um mit dem Absatz Lauritz ein Zeichen zu geben, daß sein Herr die Augen geöffnet habe. Wir überspringen ihr Gespräch, und was Lupin als sein erstes Restaurationsmittel benutzte. — Nun sitzt er an einem kleinen runden Mahagonytisch, worüber eine Serviette gebreitet liegt, mit Bier, Branntewein und Häring vor sich, und liest die gestrige Post, das heißt, einen aus Kopenhagen datirten Brief, von dem jungen Lupin an seinen Vater, welchen dieser am vorigen Abend mitgebracht hatte.

„Grüße Onkel,“ heißt es darin, „daß es mit den Goldmünzen gut geht. Es ist am besten, daß er mehr

derselben mit einem sichern Boten herunterschickt; denn hier werden sie ohne Aufsehen abgesetzt. Für die, welche ich verkauft habe, kann ich kein Geld remittiren, denn es ist an diesem theuren Orte, wo ich enorme Ausgaben gehabt habe, um die mitgeschickten Pretiosa heimlich und vorsichtig abzusetzen, Alles darauf gegangen. Es ist übrigens nicht werth, mehr von diesen Pretiosen zu senden, da sie, mit Respect zu sagen, lauter Quark sind. Du zweifeltest wohl daran, lieber Vater, und wolltest dem Onkel nichts davon sagen; aber sowohl das Gold, das Deiner und meiner Meinung nach, nichts als Vergoldung war, wie auch die Steine, sind nur Flitterkram ohne Werth. Es ist niederträchtig, wie die Juweliere ihre Mitmenschen betrogen haben; das war aber in früheren Tagen und vermuthlich waren es Katholiken, von denen keine bessere Gewissenhaftigkeit zu erwarten ist. Wie gesagt, laß ihn den Kram wegwerfen, oder ihn herüberschicken; vielleicht könnte man ihn an Damen oder Studenten absetzen. Dagegen, je mehr Gold, desto besser."

Welcher Maler will sich das Gesicht und die ganze Haltung des reichen Mannes zur Studie wählen, als er diesen unverschämten und unheilverkündenden Brief durchgelesen hatte!

„Geh', hole Lupin! und das gleich, Lauritz! mach', daß Du fortkömmst! Das infame Gezücht! das Lumpengesindel! Ich zermalme Vater und Sohn! Er soll Rechenschaft ablegen! Wie! habe ich nicht den Pferdedieb in meiner Gewalt, den — — aber warte! es ist

gut, daß ich früh genug hinter Deine Schliche komme. Ich kann selbst reisen; das hätt' ich gleich thun sollen. Aber da wollte Sus.... Rosalie, daß wir die Reise zusammen machen sollten, wenn sie ausgelernt hätte. — — Na, nun hat sie ja ausgelernt."

„Gold! mehr Gold! O, Du verdammter Gauner! Keinen Heller für den ganzen Beutel voll! Gottlob! daß ich einen solchen Stoß ertragen kann. Nun aber will ich dem Goldschmied eine gesalzene Lauge bereiten."

Gott behüte uns, sie zu kosten! Wir wollen lieber eine Morgenvisite bei Rosalie ablegen."

Die Gedanken, womit Lupins reizende Tochter eingeschlummert war, stellten sich wieder ihren erfrischten Sinnen dar. Erst wollte sie sich der Treue und Liebe Torkilds versichern; dann sollte der Vater überredet werden, mit seinem Reichthum in die heimathliche Gegend zurückzukehren, sich ein Landeigenthum zu kaufen, und ein stilles, glückliches Leben mit seiner Gattin zu führen.

„O, wie armselig sind doch diese Künste, die der Eine gegen den Andern anwenden muß, damit es heiße, daß man Lebensart hat! Und diese falschen Menschen, die nicht einmal gestern — —! Nein, nein! weit weg von der Stadt und der großen Welt! Wallerhaug soll meine Welt sein! Dort will ich den Tag über arbeiten, damit ich des Abends froh sein kann. Könnte ich doch den Vater für meinen Plan gewinnen! Aber ich werde reden, werde beweisen, werde ihm die Binde von den Augen reißen! — Was ist das? Ein Brief von —

nein, es ist eine Männerhand! Er ist gewiß von Torkild.“ Mit froher Eile erbrach sie den Brief und las:

„Angebetete Rosalie! daß ich sie liebe, haben Sie längst gewußt, und ich wage zu glauben, daß Sie mir Hoffnung gegeben. Was bisher meinen Mund verschlossen, sollte ihn noch eine Zeitlang stumm machen. Seit dem gestrigen Tage aber fühle ich, daß die Gewalt meiner Leidenschaft unüberwindlich ist, und daß ich mit ihr allen Wellen zu trotzen vermag. Ich habe eine stolze, eine adelstolze Familie, die mich durch ihren Einfluß emporbringen will. Allein diese Familie ist ebenfalls gesonnen, sich in meine Herzensangelegenheiten zu mischen. Ein unbesonnener Jugendstreich reizte meine Verwandten, und ich bin gewissermaßen von ihnen hierher verwiesen worden. O welch' ein Verbannungsort! Ein Paradies ist mir Christiania, seitdem ich Sie kennen lernte. Ich erwarte jeden Posttag einen Brief, der mich zurückberuft. Dann werde ich meinen Verwandten einen vollkommenen Beweis geben, daß ich ganz von meiner Thorheit geheilt bin, indem ich ihnen meine Liebe zu dem liebenswürdigsten Mädchen gestehe, die je zwischen den norwegischen Felsen geboren wurde. Ihr Vermögen, welches das geringste aller Ihrer Verdienste ist, wird in den Augen meiner Familie überwiegend sein. Erlauben Sie mir denn in der Stille die Ueberzeugung zu erhalten, daß ich, wenn alle Familienverhältnisse beseitigt sind, Sie bereit finden möge, die große Fahrt über das Meer des Lebens mit einem Seemann zu machen, der sich nennt Ihren von Liebe durchdrungenen C. W. H......“

Wahrscheinlich erscheint dies Schreiben dem Leser ein wenig gewässert. Wir sind allerdings der Meinung, daß der recht verständige und gebildete Seekrieger zu einer andern Zeit einen viel bessern Liebesbrief geschrieben haben würde. In der Form, worin er war, machte er dennoch keinen unangenehmen Eindruck auf Rosalie. Im Gegentheil, sie versetzte sich auf einmal in die Vorstellung von seiner hochvornehmen Familie, die erst ihr Vermögen, nachher ihre Persönlichkeit für sie gewinnen würde. Diese Familie wollte ihn emporbringen; das wollte denn so viel sagen, daß er wenigstens Rittmeister oder Major im See-Etat würde, nachher Oberst. Um Verzeihung, schöne Rosalie, wenn wir Dir an diesem Orte unrecht thun; vielleicht machtest Du ihn dennoch zum Commandeur. Ernst aber werden wir bei der Wahrnehmung, daß diese Zeilen in einem Augenblick nicht nur das Interesse für Torkild, sondern auch die Erinnerung an ihn, nebst allen Plänen und Vorsätzen verweht hatten, die sich an seinen Namen ketteten. — Rosalie wußte, daß Fräulein Lauterbach den Lieutenant werthschätzte, und sie trug daher um so weniger Bedenken, sie in diesem Falle zu ihrer Vertrauten zu machen. Sie ging daher zu ihr mit dem offenen Brief in der Hand.

Nachdem die alte Dame ihn gelesen hatte, schüttelte sie den Kopf und meinte, daß es höchst unklug von Rosalie sein würde, wenn sie sich in eine auch noch so heimliche Verbindung mit Herfort einließe, ehe er seine Hände frei gemacht, und offen mit seiner Erklärung hervortreten könne.

„Mir sind einige seiner früheren Abenteuer bekannt, meine gute Freundin. Die Generalin, die auch mit ihm verwandt ist, hat mir erzählt —“

„Du lieber Himmel, Fräulein! das haben Sie mir ja schon früher erzählt. Es war ja nur eine Jüdin, mit der er sich versprochen hatte, und das ist ja eine ganz andere Sache.“

„Nun wohl, eine Jüdin; aber diese Jüdin war ein reiches Mädchen; vielleicht eben so reich, als Sie, Rosalie, und von einer sehr achtungswerthen Familie.“

„Da höre man einmal! Wie kann eine Jüdin achtungswerth sein? Sie wollen sie doch wohl nicht mit mir vergleichen?“

„Wenn die Jüdin sich taufen ließ, war sie keine Jüdin mehr, und es ist eigentlich das Geld, das uns den gültigsten Werth gibt, meine Beste; das wissen Sie wohl selbst.“

Rosalie durfte nicht antworten. Sie fühlte die Anspielung. Nach einer Pause nahm sie wieder dreister das Wort.

„Herfort liebt mich, und ich liebe ihn. Ist er ein Mann, so hält er Wort, wenn er es gegeben hat.“

„Er gab auch dem Judenmädchen sein Wort, Rosalie, und fand sich dennoch darein, es zurückzunehmen.

„Aber ich bin kein Judenmädchen, und will mich nicht länger von Ihren Einfällen beherrschen lassen. Soll Jemand über mich befehlen, so ist es mein Vater, und ihn kann ich um die Hand wickeln.“

„Will ich denn über Sie befehlen, armes Kind? Rathen wollte ich Ihnen, da Sie mich fragten. Sie sollten mir aber nicht den Stuhl vor die Thür setzen; denn es kömmt mir nur auf einen Besuch bei der Generalin an, und die ganze Geschichte ist vorbei."

Rosalie ward bange und kroch zu Kreuz.

„Nun, schweigen will ich. Ihre Vertraute will ich aber in thörigten Sachen nicht sein."

„Mein Gott! warum ist sie denn so thörigt?"

„Weil Herforts Familie sich dieser Verbindung gewiß widersetzen wird, und da weder Sie noch er sie geheim zu halten vermag, werden Sie sich denselben Kränkungen aussetzen, die der guten, sehr liebenswürdigen Rachel widerfuhren."

„Dieses „sehr liebenswürdig" reizte Rosalie, sie verschluckte jedoch ihre Erbitterung und begnügte sich damit, dem Fräulein Stillschweigen zu empfehlen.

„Bemerkten Sie den hübschen Fremden, den Gutsbesitzer Bache?" sagte Fräulein Lauterbach, um das unwillige Stillschweigen zu unterbrechen. „Ich habe Ihnen nicht erzählt, wie es geschah, daß er gestern herkam."

Und nun zeigte sie der gleichgültigen Zuhörerin das auf dem Tische liegende Manuskript und erzählte, daß der junge Mann es ihr eingehändigt habe, nachdem sie es schon für verloren hielt. Bei Baches Namen ward Rosalie warm ums Herz und sie eilte in ihre Kammer, um ihm das versprochene Billet zu schreiben. Daß der Inhalt anders wurde, als sie ihn vor einer Stunde beschlossen

hatte, versteht sich von selbst; und nun wäre es an der Zeit, daß wir uns beim Lever des Gutsbesitzers einfinden.

Er war auch nicht eben in der besten Laune, obgleich der Eindruck des Unerwarteten und Wunderbaren, das hier vorherrschte, ihm nicht erlaubte, sich der Unzufriedenheit und dem Mißmuth zu überlassen. Ein großer Kummer mußte sich jedoch endlich aus seinem Erstaunen entwickeln, und diese Besorgniß betraf nicht nur etwas Mögliches, sondern etwas beinahe Gewisses, — daß nämlich Simen Leerbakke durch eine Missethat, die seiner Tochter nicht unbekannt sein konnte, sich die Reichthümer erworben habe, worin er jetzt schwelgte. Freilich war keine Räuberei oder bedeutender Diebstahl in späterer Zeit öffentlich angezeigt worden, und er durfte mit Gewißheit annehmen, daß dergleichen in der Gegend von Wallerhaug nicht stattgefunden habe. Es möchte denn sein, daß ein Reisender geplündert und nachher aus dem Wege geschafft worden wäre. Simen hatte überdies von früheren Zeiten her einen ziemlich üblen Ruf. O Himmel! Je mehr Torkild grübelte, desto gewisser wurde es ihm, daß hier ein furchtbares Geheimniß obwaltete, womit der durchtriebene Sünder und seine unglückliche, durch und durch verderbte Tochter auf's Leichtsinnigste scherzten.

„O fort, fort! je eher, je lieber! ehe ich vor Gericht geladen werde als Zeuge gegen diese Unglücklichen!“ Dieser letzte Gedanke schwebte mit grellen Farben dem armen jungen Manne vor und bestimmte ihn, die Stadt,

wo möglich, noch in demselben Augenblick zu verlassen. Die neue Verwandtschaft durfte hierbei nicht in Anschlag kommen, um so weniger, als Fräulein Lauterbachs Verhältniß zu Lupin, das er nicht näher kannte, es rathsam machte, sich gerade jetzt von ihr loszumachen. Bache tröstete seine Wirthin mit dem Versprechen, daß er auf dem Rückwege bei ihr einkehren werde, daß er aber nun nothwendig weiter müsse.

Nachdem er das für Wigers Rechnung stehende Zimmer bezahlt hatte, als ob er dort eine Woche gewohnt, und in demselben Maaße auch den Thee, den er getrunken, und die Fische, die er gegessen haben könnte, warf er sich in seinen Pelz, und verließ seine Wohnung kaum vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft.

Die Eile des lieben Mannes riß uns mit sich fort, und wir versäumten daher, zu erzählen, daß Bache ein Billet vom Fräulein empfing, und, so gut es die Umstände erlaubten, auch beantwortete. Darin lud sie ihn zu einem Tête-à-Tête ein. Ebenfalls erhielt er ein Schreiben von Rosalie, welches er jedoch unbeantwortet ließ. Es wird wohl am richtigsten sein, den Brief mitzutheilen.

„Mein Herr und Jugendfreund! Obgleich die mildthätige Vorsehung, die das menschliche Schicksal lenkt, mit allem Recht und auf rechtliche Art meinem Vater jene Veränderung in unserer Lage bereitet hat, gibt es dennoch immer Fälle, wo die strengste Verschwiegenheit eine Tugend ist. Diese Tugend ist, was uns betrifft, nothwen-

dig, lieber Freund! Und Sie, die Sie mir Proben von allen Tugenden gegeben haben, werden sich nicht vergebens von mir ersuchen lassen, diese Tugend hinzuzufügen. Sie gaben mir die Hand darauf, und ich baue auf Sie mit demselben Herzen, womit ich unter jedem Wechsel verbleibe

Ihre unveränderte Freundin.

P. S. Die Stimme der Natur spricht durch der Freundschaft Stimme. Vertrauen Sie, edler Mann, meiner lieben Mutter an, daß ich noch lebe, und ihr heimlich etwas senden werde; allein sie muß schweigen, wie die ewige Nacht. Auch bitte ich Sie, nichts davon zu erwähnen, daß mein Vater lebt, den sie gewiß nicht vermißt, da ich leider eben so gut, wie Sie, das frühere Verhältniß kenne. Verbrennen Sie dies Blatt und zugleich auch die Erinnerung daran, vergessen Sie aber nicht ihre gute Freundin, die sich weder mit ihrem Namen, noch mit einem sonstigen Zeichen unterschreibt."

Ende des zweiten Theiles.

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Sylvandire.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Wilh. Ludw. Wesché.

(Zwei Theile.)

In diesem Werke hat sich der Genius des berühmten Verfassers mit neuer Glorie umgeben. Sicherlich gibt es keinen Roman, der bei der größten Einfachheit so gewaltiges Interesse anregte, wie dieser. Die Hauptpersonen des Ganzen sind nicht einen Augenblick vom Schauplatze entfernt, es gibt keine Erklärungen, keine Rückblicke in frühere Perioden, keine Episoden, um Lücken auszufüllen, die Handlung steht nicht eine Minute still, immer gehts vorwärts, aber ohne alle Geheimthuerei, ohne alle Dunkelheit, sondern hell und klar, dem Leser überall gleichsam freiwillig die Ursachen dar=

legend. Und dennoch erregt und erhält dieser köstliche Roman eine Gespanntheit, vom Anfang bis ans Ende, die wahrhaft wunderbar erscheint. — Wir rathen jedem Inhaber eines Leseinstituts, ohne Zögern dasselbe anzuschaffen.

Druck von Carl Schumann in Schneeberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hansen, Maurits,

Polykarps supplirte Manuscripte oder eine Familiengeschichte

Bd.: 2

Leipzig (1844)

P.o.rel. 5385-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037356-3